

# ORIENTIERUNG

*Katholische Blätter für weltanschauliche Information*

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 10

14. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. Mai 1950

**INHALT:** Ohne geistiges Gesicht: Tatsachen — Ursachen — Deutung.

Die «Kämpfer für den Frieden»: Von den Kommunisten unterstützt — Vorarbeiten — Weltkongress Paris-Prag — Friedenskundgebungen überall.

Frankreich: Lebendige katholische Dichtung: Von fünf vier Konvertiten — François Mauriac — Paul Claudel — Charles Péguy — Léon Bloy — Georges Bernanos.

Staat und Gesellschaft: Erarbeitung von Prinzipien im neuen Buche von Prof. H. E. Hengstenberg.

Ex urbe et orbe: Erlaubter Steuerstreik — Häretischer Beigeschmack oder seelsorgerliche Notwendigkeit?

Buchbesprechungen: O'Brien — Desroches — Feckes — Hirschberger — Ricciotti — Die Kirche in der Welt — Rollet.

## Ohne geistiges Gesicht

So lautet die Charakteristik des grössten Teils jener Digests, die heute in Frankreich eine Auflagenziffer von 3,5 Millionen erreichen, und damit die eigentliche Lektüre eines grossen Volksteiles darstellen. Es ist eine Charakterisierung, die in drei Worten alles ausdrückt. Während die alten, bekannten französischen Zeitungen Monat für Monat mit der Auflage heruntergehen<sup>1)</sup>, schnellen die Auflagen der Magazine und Digests in die Höhe. Sie bieten ein bisschen von allem, stellen keine besonderen Ansprüche, reizen aber die Sensationslust. Sie schreiben vom Film, Auto und Fussball, geben Wirtschaftsübersichten und Gesundheitsratschläge, mixen das Ganze mit Humor und Ironie und vergessen nicht eine Dosis Sexualität. Weltanschaulich stehen einzelne zwar auf katholischem Boden, andere tarnen nur mühsam ihre kommunistischen Ziele, die «meisten aber sind: ohne geistiges Gesicht». Das ist das Urteil, das Pierre Gignac in «La France Catholique» (10. 2. 50) darüber fällt.

Was hiermit über Frankreich gesagt ist, gilt aber von den meisten anderen Ländern ebenso. Der amerikanische Ragout der Digests und Magazine wird zur «geistigen» Nahrung der Massen. Der Mensch von heute bevorzugt also — ob er selber das Paradox spürt? — eine geistige Nahrung ohne geistige Substanz. Das scheint immer mehr zur selbstverständlichen Tatsache zu werden, mit der man sich abfindet, der man sich anpasst. Die geistige Anspruchslosigkeit trotz des allgemeinen Schulzwanges und trotz der ständig verbesserten Lehr- und Lernmethoden (oder vielleicht gerade ihretwegen?) ist auffällig. Gewiss, sie datiert nicht von heute, man hatte sie schon vor dem Kriege öfter festgestellt. Aber seit Kriegsende scheint sie sich zu einer Massenerscheinung ausgewachsen zu haben. Die Veramerikanisierung aller Kulturbereiche führt zu einer Kulturbaisse, die langsam aufsehenerregend wird. Immer mehr gibt das Primitive den Ton an, das Durchschnittliche ist massgebend, das Allergewöhnlichste gilt als normal und gesund.

<sup>1)</sup> Es verloren im letzten Jahresdrittel 1949: Figaro: 27 000; Le Monde: 7000; Matin: 6000; Combat: 4000; L'Epoque: 5000; Franc-Tireur: 8000; Parisien Libéré: 13 000; Le Soir: 19 000; France-Soir: 13 000. Gewonnen haben nur drei Blätter: L'Aube: 1000; L'Aurore: 7000; Libération: 4000. La Croix konnte seine Auflage von 164 000 halten. Diese Angaben entnehmen wir der Herder-Korrespondenz, Mai 1950, S. 347.

Der Menschentyp, der als repräsentativ für diese Epoche erscheint, ist der «Mann auf der Strasse», mit dem Konfektionsanzug à la mode, der ein unverwüthlich-optimistisches keepsmling zur Schau trägt, der vor allem keine Probleme hat, keinerlei geistige Fragen. Seine Interessen gehören, soweit sie nicht vom business absorbiert werden, den reinen Vitalwerten. Das Grand-Prix-Rennen, die Roller-Follies, die Aqua-Parade sind triumphale Ereignisse in seinem Spiesser-Alltag. Sport und Toto erfüllen sein Denken, faszinieren seine harmlos-einfache Seele. Für Hygiene-Ausstellungen und Mode-Revuen werden die grössten Säle benötigt, während zu hochstehenden kulturellen Veranstaltungen nur eine kleine Elite erscheint, während unsere Maler, Bildhauer, Musiker und Dramatiker ohne Publikum und ohne Aufträge bleiben... (Man erinnere sich an das Schicksal des, vor einem Jahre dahingegangenen Caesar von Arx...).

Indes mag es überflüssig sein, die Tatsache dieser ungeistigen Haltung von heute beweisen zu wollen. Bekannte Kulturkritiker haben ihre Symptome schon frühzeitig registriert, haben gewarnt und auf die kommende Verflachung hingewiesen. Heute ist es so weit. Aber leidet denn die Menschheit auch nur in geringem Masse darunter? Hat sie ein Gespür, eine Ahnung für die Grösse ihres Verlustes? Wenn wir uns die oben erwähnten Tatsachen vor Augen halten, muss man mit Recht daran zweifeln. Nur die wenigsten sind erschüttert von dieser Degradierung des Menschen. Nur eine kleine Elite bäumt sich auf gegen diese Standardisierung des Menschen, gegen den Konfektions- und Robotermenschen. Zu diesen wenigen gehörte freilich ein so moderner Mensch wie Antoine de Saint-Exupéry, der bekannte Dichterpilot des zweiten Weltkrieges. Er hat in einem seiner letzten Briefe (vor seinem Todesfluge) voller Schmerz diese Tatsache beschrieben: «Heute bin ich gründlich traurig — bis ins Unergründliche. Ich traure um meine Generation, die aller menschlichen Substanz entleert ist... und die Menschen wollen gar nicht zu irgendeinem Geistesleben erweckt werden. Sie verrichten aus Anstandsgefühl eine Sorte Arbeit am laufenden Band. Ich hasse mein Zeitalter mit meiner ganzen Kraft. Der Mensch verdurstet darin... es gibt nur ein Problem, ein

einziges: den Menschen eine geistige Bedeutung, eine geistige Unruhe wiederzugeben. Ausgiessen über sie etwas, was einem gregorianischen Gesang gleicht. . . Man kann nicht mehr von Frigidären, Politik, Bilanzen und Kreuzworträtseln leben, nicht wahr? Man kann nicht.»

Aber dieses Nicht-können gilt für ihn persönlich. Schon wenn er seine Kameraden sieht, ergreift ihn ein ohnmächtiges Mitleid. . . Er weiss, es sind prachtvolle Menschen, «rechtschaffen, nobel, sauber und treu, ja, aber erschreckend arm» . . . ohne geistiges Gesicht. —

Kann man die Tatsache der Ungeistigkeit wieder rückgängig machen? Lassen sich die Menschen geistig neu erwecken? Und wie müsste das geschehen? Man wird doch nicht an jenem Punkte anknüpfen können, wo die Menschen sich vom Geiste losgerissen haben, wo sie ihm desertierten. Aber kennen wir diesen Punkt überhaupt? Wollen wir den Menschen unserer Zeit wieder ein geistiges Gesicht geben, dann werden wir kaum daran vorbeikommen, durch bestimmte Fragen die Genesis des Abfalls vom Geiste zu klären, jene geheime Bruchstelle aufzufinden, wo sich der Mensch vom bisherigen Geiste getrennt hat, die Ursachen zu suchen, weshalb die Scheidung vollzogen wurde.

Es könnte sein, dass die Abkehr vom Geistigen einfach eine fast notwendige Reaktions-Erscheinung wäre auf eine Epoche, in der der Geist überwuchert hatte. Nach anderthalb Jahrhunderten eines forcierten Rationalismus mussten sich Müdigkeits- und Erschöpfungszustände zeigen. Der Überdross an einer einseitigen Kost stieg hoch. So wenig der Mensch vom Brote allein zu leben vermag, ebensowenig bekommt es seiner Wesenseigenart, vom Geiste allein sein Leben fristen zu wollen. Die Menschennatur selbst musste sich zur Wehr setzen. Ihr Unbewusstes rächte sich am Bewussten. Alles was der hybride Geist so lange verdrängt hatte, was er nicht wahr oder doch längst überwunden haben wollte, meldete sich nun mit Vehemenz. Der Irrationalismus in allen seinen Formen, von den sublimsten einer neuen Mystik bis zu den simpelsten in der Verherrlichung der Trieb- und Körperwelt, war fällig, geschah einfach als seelische Befreiung, als Rache der Natur am Geiste. Es hätte sich somit nur das ereignet, was im Laufe der Jahrtausende immer festzustellen war: auf eine Zeit rationalistischer Einseitigkeiten folgt eine andere, die wieder «zu den Müttern» hinabsteigt in den Raum unbewusster Lebendigkeit, in die Schächte irrationaler Gefühlsdurchbrüche und dumpf-lebendiger Körperlichkeit.

Ein weiteres Moment mochte diesen Abstieg begünstigen. Die hochgezüchtete Geistigkeit wirkte beunruhigend statt klärend und leuchtend. Im Geistigen liegt die Tendenz, alles aufzusaugen. Wie eine Spinne legt der Geist seine Netze, um alles darin einzufangen, — und zu erwürgen. Jede Erscheinung muss ins System hineingepresst werden. Das wirkt fürs erste grossartig und überzeugend. Wenn aber das System zum Prokrustesbett wird — und welches System entginge dieser Versuchung? — dann rebelliert das Leben selbst. Wohl ist es das gute Recht und die Aufgabe des Geistes zu herrschen, zu fordern. Er darf Entscheidung verlangen, Haltungen begründen, eindeutige Festlegungen des Menschen heischen. Der Strom des Lebens soll nicht alles überschwemmen, sondern eingedämmt fliessen und die Mühlen der Kultur treiben. Verzicht und Einschränkungen müssen darum in Kauf genommen werden. Aber wenn der Geist «zum Widersacher des Lebens» wird, wie Ludwig Klages glaubte feststellen zu müssen? Wenn er als Parasit dem Leben die besten Kräfte aussaugt, wenn er als blosser Techniker des Daseins nur noch konstruiert und analysiert, wenn er die Welt nur noch als geometrisches Feld für seine Planwirtschaft betrachten und ausmessen kann, dann erfolgt fast notwendig der Aufstand des Bios. Dann kommt jene Zeit, in der die Menschheit nicht mehr nur aus Müdigkeit und Erschöpfung durch den öden Rationalismus sich dem stumpfen Dahinleben ergibt, sondern sich aufbäumt gegen den «Widersacher». Dann will sie «nur noch» leben, unbeschwert, sorglos, pro-

blemfrei, nur den grossen Pulsschlag der Natur in und ausser sich vernehmen. Dann schafft sie jene Plastiken, in denen nicht mehr jene unerhörte Spannung zittert, mit der der Menschengeist die materielle Körperwelt bis in die letzten Fasern erfüllt, sondern jene Bildwerke, deren Lebensgefühl rein vital, fast pflanzenhaft im Körperraume schwingt: ohne geistiges Gesicht.

Und dennoch, so scheint uns, musste noch eine dritte Ursache zu der natürlich bedingten Ermüdung und zu der frevelhaft provozierten Reaktion hinzukommen, um jene träge Apathie des Geistes sich ausbreiten zu lassen, die wir glauben konstatieren zu müssen. Es scheint beinahe, als ob der Geist selbst an sich irre geworden sei. Man ist versucht, von einer inneren Perversion des Geistes zu sprechen. Wie wenig hat er doch in den zwei letzten Jahrhunderten seine vornehmste Aufgabe erfüllt, Sinndeuter der menschlichen Existenz zu sein! Hat er sich nicht missbrauchen lassen zum Propagandafeldzug der Lüge, ist er nicht zum Erfinder jener Schlagworte geworden, die der Wahrheit ins Gesicht schlagen? Kam er nicht soweit, mit seiner geschliffensten Dialektik jeden Sinn zu negieren, das Menschenleben ins Nichts hineinzustellen? Gewiss, der Weg dazu war höchst «wissenschaftlich». Er führte ja ganz allmählich über einen metaphysiklosen Idealismus zum Positivismus bis zum Materialismus, um schliesslich im Marionettentheater des Existenzialismus eines Sartre zu enden. So wurde der «Geist» noch einmal und viel verhängnisvoller zum Totengräber. Der Geist, der zum Ungeist wurde, ist wahrhaftig der «Widersacher des Lebens». Man muss ihn verachten, links liegen lassen. Lieber «ohne geistiges Gesicht» sich dem Lebenstaumel überlassen, als mit der dämonischen Fratze des Ungeistes Welt und Menschheit zynisch zu betrügen und innerlich zu korrumpieren! Die Abwendung vom Geiste wird zur Notwendigkeit, wird kategorisch gefordert von der inneren seelischen Sauberkeit.

Also bleiben wir ohne geistiges Gesicht? Halten uns resigniert an den eigentlichen Mythos unserer Zeit, den «Mann auf der Strasse»?<sup>1</sup>

Aber das Menschenleben kann ohne den Geist nicht menschenwürdig bestanden werden. Es muss ohne ihn absinken, verblöden, «veraffen und verenden», wie Ludwig Klages wünscht und hofft. Wir können seinen Wunsch nicht teilen. Wir möchten dem Menschen sein «geistiges Gesicht» zurückgeben. Er selbst muss es zurückgewinnen. Christlich gesehen gilt auch heute, dass über allen Wassern des Lebensozeans der Geist Gottes schwebt. Und alles Leben ist durch den Logos, das geistmächtige Wort geschaffen, in dem «das Leben ist». In ihm sind Geist und Leben identisch, ohne Riss, ohne Bruchstelle. Der Mensch aber ist nach diesem ewigen Antlitz geschaffen worden, als geistiges Gesicht in die Materie hinein. Er muss darum die Spannung zwischen Geistseele und Körperseele aushalten, er kann ihr harmonisches Gleichgewicht, ihre «Quasi-Identität» nur gewinnen durch die Angleichung an das Urbild, durch die Intensität seiner Gottesbezogenheit. Der Mensch ohne geistiges Gesicht oder mit entstelltem Gesicht ist zutiefst Mensch ohne Gott. Es ist der Mensch, der sich vom Geiste Gottes immer weiter entfernt hat, sei es, dass er als überheblicher Geist sein wollte wie Gott selbst, und so seine kreatürliche Grenze überschritt, sein eigenes metaphysisches System verabsolutierte, bis er mit ihm von der imaginären Leiter herunter stürzte und in der blossen Physik endete. Die Entartung des Geistes zum Ungeiste war logische Folge: Der Spiesser ohne geistiges Gesicht.

Antoine de Saint-Exupéry fragt in dem oben zitierten Briefe: «Was können wir, was sollen wir den Menschen sagen?» Er hat die Antwort darauf selbst gegeben. Der Schluss jener Betrachtung über seine Kameraden, die so «rechtschaffen, nobel, sauber und treu sind, ja, aber erschreckend arm» lautet: «Wie sehr bedürften sie eines Gottes.»

J. Rudin.

<sup>1</sup> Vgl. dazu: Hans Zbinden: Die Anpassung nach unten, in «Neue Schweizer Rundschau», Juli 1948.

# Die «Kämpfer für den Frieden»

Die Sache des Friedens ist ein grosses Anliegen, das heute nicht ernst genug genommen werden kann. Die Sorge um den Weltfrieden hat kurz vor Ostern den Heiligen Vater veranlasst, sehr mahnende Worte zu sprechen. Die gleiche Sorge hat das Internationale Komitee vom Roten Kreuz dazu gebracht, eine Aktion zum Verbot der Atomwaffe einzuleiten. Der Ernst der Lage wird dadurch noch unterstrichen, dass beide — Papst und Rotes Kreuz — zu einer Zeit sprechen, wo andere Friedensstimmen, die bei den Gutgesinnten eher Missbehagen erregen, unermüdet ertönen.

Von diesen «ändern» sollten im Monat März dieses Jahres Friedensdelegationen bei Regierungen vorgelassen werden; die meisten Regierungen weigerten sich aber, die Delegationen überhaupt zu empfangen. Von diesen ändern werden heute Unterschriften gesammelt für eine Petition für das Verbot der Atomwaffen. Diese ändern haben in Italien beschlossen, «sich den Feiern der Katholischen Aktion zum Tag der Kindheit vom 21. Mai anzuschliessen, um damit besonders die Notwendigkeit eines Schutzes der Kinder vor Krieg und Atombombe zu unterstreichen», wie Reuter am 8. Mai meldet. Bei diesen ändern handelt es sich um die «Kämpfer für den Frieden», über deren Bewegung wir hier einige Aufklärungen bieten wollen.

## *Von den Kommunisten unterstützt*

Zunächst sei festgestellt, dass die «Kämpfer für den Frieden» die volle Sympathie und restlose Unterstützung durch die kommunistischen Parteien, die Kominform und Moskau besitzen. Den Nachweis liefert schon ein oberflächlicher Blick in die Presse: Die kommunistischen Zeitungen als die einzigen berichten über diese Bewegung lückenlos und bis ins kleinste Detail, veröffentlichen ihre Aufrufe ungekürzt und an hervorragender Stelle, leisten ihr alle nur mögliche publizistische Hilfe. Die Unterstützung geht sogar soweit, dass eine offizielle Erklärung der Kominform-Konferenz vom 17. bis 20. November 1949 in Ungarn ausspricht, der Ausbau der Organisation der «Kämpfer für den Frieden» und die Intensivierung ihrer Tätigkeit sei eines der wirksamsten Mittel gegen die «Kriegspolitik» der Vereinigten Staaten von Amerika. — Es fragt sich nun, ist diese Friedensbewegung eine spontane Sache, die dann die grosse Aufmerksamkeit und Förderung durch den internationalen Kommunismus gefunden hat, oder ist es, wie von bürgerlicher Seite immer wieder geltend gemacht wird, ein «kommunistisches Manöver» im Dienste Moskaus. Wir werden das feststellen können, indem wir die Entwicklung dieser Friedensbewegung verfolgen.

Dem Einsetzen der Friedensbewegung voraus gingen im Januar 1949 zwei Erklärungen mit Gegenerklärungen. Die erste hat mit der Friedensbewegung, wie sie dann entstand, innerlich kaum einen Zusammenhang, von der zweiten ist das schon nicht mehr ganz sicher. Die erste Erklärung ist die am 14. Januar vom Staatsdepartement der Vereinigten Staaten von Amerika veröffentlichte ausführliche Deklaration mit dem Titel: «Building the Peace. Collective Security in the Northern Atlantic». (Wir bauen den Frieden. Die kollektive Sicherheit im nordatlantischen Raum). Die Gegenerklärung des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten der UdSSR über den Nordatlantikpakt vom 29. Januar spricht von der westlichen Union als einem «Werkzeug des aggressiven britisch-amerikanischen Blocks in Europa», bringt den Nordatlantikpakt mit «britisch-amerikanischen Weltherrschaftsplänen» in Beziehung und nennt die nordatlantische Union einen «Sprengstollen unter die Organisation der Vereinten Nationen». Das ist eine Antwort, bei deren Abfassung noch nicht an die Gründung einer Friedensbewegung gedacht worden sein muss. Auf

die ewige Vetopolitik der Sowjetunion und ihrer Satelliten in der Uno und auf die imperialistische Expansion Moskaus nach dem Westen hat der Westen endlich tatkräftig reagiert. Moskau ist überrascht und die erste Wirkung besteht in einer in massloser Wut abgefassten Gegenerklärung. — Um die gleiche Zeit wird aber vom Kreml ein taktisches Manöver eingefädelt, das auf die «Friedensbewegung» abzielt. Am 27. Januar waren im Kreml vier Fragen des europäischen Generaldirektors der amerikanischen Agentur «International News Service», Herrn Kingsbury Smith an J. W. Stalin, eingegangen. Die Vermutung liegt nahe, dass es hier um eine abgekartete Sache ging. Schon am 31. Januar veröffentlichte die Sowjetpresse die Antworten Stalins. Stalin antwortet auf alle Fragen mit Ja und will bereit sein, dass die UdSSR und die USA gemeinsam erklären, nicht die Absicht zu haben, gegeneinander zum Krieg zu schreiten und auf die Erfüllung dieses Friedenspaktes gerichtete Massnahmen, wie allmähliche Abrüstung, durchzuführen. Präsident Truman erklärt daraufhin am 3. Februar auf einer Pressekonferenz, dass er einen Friedenspakt mit der Sowjetunion ablehne. Auf die «Bereitschaft» Stalins eintreten hiesse ja doch nur, die Sowjetunion zu neuen Aggressionen zu ermuntern. Diese Erklärungen vom 31. Januar wären als Vorspiel, vielleicht auch als Auftakt zur «Friedensbewegung» anzusehen.

## *Vorarbeiten*

Darauf erfolgen eine Reihe «spontaner» Friedensdemonstrationen, die mit ihrer Sympathie auf der Seite der Sowjetunion stehen. So am 5. Februar in New York eine vom Frauenkomitee des Nationalrates für amerikanisch-sowjetische Freundschaft einberufene Konferenz. — Am 17. Februar spricht eine Delegation des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands (Ostzone) bei W. S. Semjonow, dem politischen Berater der sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland, vor und überreicht ihm im Namen von «mehr als 5 Millionen deutscher Frauen», die eine Petition betr. ein Verbot der Atomwaffe unterzeichnet haben, ein Schreiben an J. W. Stalin, den Führer der Sowjetregierung. — Am 19. Februar tagt in Manchester eine Konferenz, die von den Bezirksräten der Gesellschaft für englisch-sowjetische Freundschaft und den Gewerkschaftsföderationen von Lancashire und Cheshire einberufen worden ist und richtet «im Namen von 950 000 Arbeitern» eine Deklaration an die Sowjetgewerkschaften, in der sie zum allgemeinen Frieden aufruft. — Am 25. Februar Kundgebung von 10 000 Gewerkschaftsdelegierten im Leningrader Winterstadion. In ihrer Deklaration «im Namen von 1,4 Millionen Arbeitern Leningrads und des Leningrader Gebietes» antworten sie den englischen Arbeitern und rufen dazu auf, «den Weltfrieden zu festigen und den neuen Krieg, den der britisch-amerikanische Imperialistenblock vorbereitet, zu verhindern».

Damit war genügend Vorarbeit geleistet, um dem eigentlichen Ziel näher zu kommen. Am 24. Februar kommt es in Paris zum «Manifest des Internationalen Verbindungsausschusses der Geisteswissenschaftlichen». Gemeinsam mit der Internationalen Demokratischen Frauenföderation, einer Anzahl von Vertretern der Kultur, der Wissenschaft und der Kunst wendet sich das Manifest an «alle demokratischen Organisationen» und an «alle Anhänger des Friedens», sich an einem Weltkongress der Friedensanhänger, der für April 1949 nach Paris einberufen wird, zu beteiligen. Bei dem Internationalen Verbindungsausschuss der Geisteswissenschaftlichen und der Internationalen Demokratischen Frauenföderation handelt es sich um Gebilde, die 1945 kurz nach Kriegsende unter energischem Betreiben der So-

wjetunion gegründet wurden, wie es damals überhaupt zur voreiligen Schaffung internationaler Organisationen mit starkem sowjetischem Übergewicht kam. Am bekanntesten geworden ist die Weltföderation der Gewerkschaften und der Weltbund Demokratischer Jugend. — Das Komitee zur Vorbereitung des «Weltkongresses der Kämpfer für den Frieden» wurde dem Präsidium von Prof. Joliot-Curie unterstellt und das Sekretariat: Congrès mondial des partisans de la Paix, 2, rue de l'Elysée, Paris, eingerichtet. — Der Monat März diente dazu, in der Sowjetunion, den Volksdemokratien vor allem, aber auch in westlichen Ländern Demonstrationen und Vorbereitungskongresse für den ersten Pariser Weltkongress des Friedens durchzuführen. Am 3. April meldete das Pariser Vorbereitungskomitee, «bereits mehr als 500 Millionen Staatsbürger verschiedener Länder» hätten durch ihre Organisationen den Wunsch zur Teilnahme kundgetan. Rund 2000 Delegierte würden erwartet, wovon 500 aus Frankreich und 1500 aus anderen Ländern.

### *Weltkongress Paris - Prag*

Der «Weltkongress der Friedensanhänger» tagte in Paris vom 20.—25. April. 1784 Delegierte von 72 Ländern traten hier zusammen, während 275 Delegierte, die kein Einreisevisum nach Frankreich erhalten hatten, einen Parallelkongress in Prag abhielten. In Paris sprachen u. a. Frédéric Joliot-Curie (Frankreich), Pietro Nenni (Italien), A. Fadejew (UdSSR), Eugénie Cotton (Frankreich), Metropolit Nikolai (UdSSR), Ilia Ehrenburg (UdSSR), John Rogge (USA). In Prag: Jan Drda (Tschechoslowakei), Knomodschko (China), K. Simonow (UdSSR). — Aus dem Manifest des Kongresses sei der Schluss festgehalten: «Im Namen von gesellschaftlichen Organisationen, die 600 Millionen Frauen und Männer vereinen und auf dem Weltkongress der Friedensanhänger vertreten sind, wenden wir uns an alle Völker der Erde und sagen ihnen: Kühnheit und nochmals Kühnheit im Kampf für den Frieden! Wir konnten uns fest zusammenschließen, wir konnten einander verstehen. Und wir drücken unsere Bereitschaft und unseren Willen aus, diesen Kampf für den Frieden — den Kampf für das Leben — zu gewinnen». — In der «Resolution über die Organisierung und Tätigkeit eines Komitees des Weltkongresses der Friedensanhänger» wird der Wunsch ausgesprochen, «die machtvolle Mobilisierung der Friedenskräfte fortzusetzen und auszubauen». Zu dem Zwecke wird das «Ständige Komitee des Weltkongresses der Friedensanhänger» mit Büro in Paris geschaffen. Vorsitzender des Büros ist Frédéric Joliot-Curie, der unterstützt wird von 9 Vizevorsitzenden. Generalsekretär des Büros wurde der französische Schriftsteller Jean Laffitte. Von den 132 Mitgliedern des Ständigen Komitees aus 47 verschiedenen Ländern seien nur erwähnt die Franzosen Louis Saillant, Generalsekretär der Weltföderation der Gewerkschaften, und Abbé Jean Boulier. Der Engländer Hewlett Johnson, Domprobst von Canterbury, die Italiener Pietro Nenni, Einaudi und Ada Alessandrini (letzterer von der christlichen Friedensbewegung), von Deutschland Otto Nuschke, der Vorsitzende des Präsidiums des Deutschen Volksrates, und die Schriftstellerin Anna Seghers, der Ungar Georg Lukacs und aus der Schweiz Prof. André Bonnard. — Als wichtigste Aufgaben des Ständigen Komitees werden in der Resolution folgende bezeichnet:

a) «Die ganze Welt möglichst rasch und eingehend mit der Arbeit und den Beschlüssen des Kongresses bekannt zu machen und hierfür alle geeigneten Propagandamethoden anzuwenden (Berichte, Versammlungen, Herausgabe der Reden und Resolutionen, Verbreitung von Filmen über den Kongress, Ausstellungen usw.).

b) Informationen über die Tätigkeit zum Schutz des Friedens zu geben, auf diesem Gebiet den Erfahrungsaustausch

zwischen verschiedenen Ländern anzubahnen, mit allen Mitteln — wie Entsendung von Delegationen, Einberufung von Regionalkongressen für den Frieden usw. — die Bewegung und die Tätigkeit zum Nutzen des Friedens zu fördern.

c) Massnahmen, die sich gegen den Frieden richten, zu verurteilen und die Tätigkeit der Friedenskräfte gegen die Kriegsbrandstifter und ihre Propaganda zu koordinieren. Alle Kräfte der Friedensanhänger zusammenschließen, um vorkommenden Aggressionen gegen die nationale Unabhängigkeit von Völkern und die demokratischen Freiheiten Einhalt zu gebieten; den Opfern der Aggression und Unterdrückung Hilfe zu erweisen.

d) Auf dem Gebiet der Kultur alle gemeinschaftlichen und individuellen Friedensaktionen zu unterstützen, und zwar: Festsetzung von Preisen für Werke der Literatur, der Kunst, des Filmwesens, die der Sache des Friedens dienlich sind.

e) Den nächsten Weltkongress der Friedensanhänger vorzubereiten.

f) Mittel zur Propaganda für die Tätigkeit des Komitees des Weltkongresses der Friedensanhänger aufzubieten, hauptsächlich durch Herausgabe eines Presseorgans in mehreren Sprachen.

Alle diese Massnahmen sind zu treffen unter ständiger Sorge dafür, dass möglichst alle Kräfte für den Schutz des Friedens zusammengefasst werden». (Der Weltkongress der Friedensanhänger Paris-Prag, 20.—25. April 1949 [Materialien], Beilage zur «Neuen Zeit» [Moskau], Nr. 19 vom 4. Mai 1949).

Nebenbei sei erwähnt, dass anlässlich des Weltkongresses am 24. April im Pariser Buffalo Stadion eine Kundgebung zum Schutze des Friedens durchgeführt wurde, die von einer halben Million Menschen besucht gewesen sein soll, und dass der Kongress beschloss, jährliche Friedenspreise zu stiften, als Anerkennung für die Bemühungen der Kulturschaffenden zum Schutze des Friedens (Filme, literarische Werke, Werke der bildenden Kunst etc.).

### *Friedenskundgebungen überall*

Nach dem Pariser Weltfriedenskongress kam es zu Friedenskundgebungen und Protestversammlungen «gegen die aggressiven Militärbündnisse und -blocks» in verschiedenen Ländern, die wir hier nicht aufzuzählen brauchen. Am bedeutendsten war die sowjetische «Unionskonferenz der Friedensanhänger» in Moskau vom 25.—27. August, welche die Friedensdemonstration des gesamten 200 Millionenvolkes bedeuten und die «Teilnahme des Sowjetvolkes an der allgemeinen Bewegung für die Verteidigung des Friedens» («Neue Zeit» Nr. 5, 1950, S. 3) einleiten sollte. Hören wir einige Gedanken aus ihrem Manifest, weil sie die enthusiastischen Hoffnungen mancher nichtkommunistischer Pazifisten, die in dieser Friedensbewegung mitmachen, in etwas erklären können:

«Jeder ehrliche Mensch sieht, dass die englisch-amerikanischen Imperialisten die Hauptansteller eines neuen Krieges sind, der ein Krieg gegen die ganze Menschheit sein wird. . . . Die UdSSR ist ein Land des Friedens und Schaffens, das das Banner der schöpferischen Arbeit hochhält, sie ist eine friedliche Grossmacht, in der es keine Anhänger eines Aggressionskrieges gibt noch geben kann. . . .

Die Imperialisten verbreiten die Verleumdung, die Sowjetunion betreibe eine Politik der Aggression. Im Namen der 200 Millionen Sowjetmenschen weisen wir diese Lüge der Menschheitsfeinde zurück. Durch diese ungeheuerliche Lüge wollen die Leute die Spuren ihrer Taten verwischen, die ihre militärischen Stützpunkte in der ganzen Welt anlegen, die tatsächlich eine Politik der Kriegsaggression, eine Politik der Entfesselung eines neuen Krieges betreiben. Alle Völker

wissen, dass die Sowjetregierung fest und konsequent eine Politik des Friedens und der Zusammenarbeit der Völker aller Länder durchführt. . . .

In der Willens- und Aktionseinheit aller Völker, die für den Frieden kämpfen, erblicken wir das bedeutendste Mittel zur Durchkreuzung der Pläne der Kriegsbrandstifter. In der ganzen Welt wächst heute die Volksbewegung der Friedensanhänger, die Völker sind voll Entschlossenheit, die Interessen des Friedens zu schützen, und sie werden einen neuen blutigen Krieg nicht zulassen.

Vorüber sind die Zeiten, da es den Imperialisten gelang, die Massen zu betrügen und das Geheimnis zu bewahren, wie verbrecherische Kriege geboren werden. Jetzt wissen die Völker über den Kern der Absichten, die die Aggressoren hegen, Bescheid, sie sehen klar, dass die Kriegsbrandstifter nicht die Gebieter über die Geschicke der Welt sind, für die sie sich ausgeben wollen; die Völker stellen jetzt eine Macht dar, die fähig ist, die verbrecherischen Absichten der Imperialisten zu vereiteln und die Sache des Friedens zu schützen. . . .

Wie der Pariser Kongress verkündet hat, ist der Schutz des Friedens Sache aller Völker der Welt! Auf allen Kontinenten erheben sich Millionen ehrlicher einfacher Menschen, um aktiv in die Fragen des Krieges und Friedens einzugreifen, sie schliessen ihre Reihen zu enger internationaler Zusammenarbeit.

Wir verpflichten uns, die propagandistische und organisatorische Arbeit des Ständigen Komitees des Weltkongresses

der Friedensanhänger zum Zusammenschluss aller für den Frieden, gegen den Krieg kämpfenden Kräfte auf jede Weise zu unterstützen und auszubauen». (Die Unionskonferenz der Friedensanhänger, Moskau, 25.—27. August 1949, Beilage zur «Neuen Zeit», Nr. 36 vom 31. August 1949).

Auch die Unionskonferenz der Friedensanhänger in Moskau hat ein «Ständiges Sowjetkomitee zum Schutze des Friedens» gebildet, das die Aufgabe hat, «mit allen Mitteln die Völkerfreundschaft zu stärken, unermüdlich die Kriegsbrandstifter zu entlarven und die Tätigkeit der Organisationen zum Schutz des Friedens im Masstab der gesamten Sowjetunion zu koordinieren» («Neue Zeit», 1950 Nr. 5, S. 3). Die Bewegung der Friedensanhänger in der Sowjetunion und in den Ländern der Volksdemokratie hat die raschesten Erfolge erzielt. J. Laffitte, Generalsekretär des Büros beim Ständigen Komitee des Weltkongresses der Friedensanhänger schreibt im Januar 1950: «Dort (in der Sowjetunion und den Volksdemokratien) umfasst die Bewegung wirklich das ganze Volk und ihr entspricht die konsequente Friedenspolitik der Regierungen. Hunderte Millionen Friedensanhänger in allen Ländern erblicken in der Sowjetunion den Hort des Friedens, der Sicherheit und Völkerfreundschaft, die Hauptkraft, die die aus Rand und Band geratenen Kriegsbrandstifter zügelt» («Neue Zeit», Nr. 6, 6. Februar 1950, S. 12).

Damit näherte sich die «Friedensbewegung» dem Ende ihrer ersten Etappe. Von der zweiten Entwicklungsstufe, die heute noch andauert und bereits zu mehreren Aktionen führte, spricht der Schluss unseres Berichtes. (Schluss folgt)

## Frankreich: Lebendige katholische Dichtung

Wir greifen hier nur die fünf grössten unter manchen anderen, bedeutenden katholischen französischen Schriftstellern der letzten 50 Jahre heraus, um von jedem eine wesentliche Seite seines Wirkens zu zeigen. Die Bedeutung dieser Fünf ist immer noch im Zunehmen begriffen, und auch von den Nichtgläubigen und den freigeistigen Kollegen werden sie zu den Ersten der modernen französischen Literatur gezählt.

Eines ist dabei bemerkenswert: Diese fünf Grossen sind im tiefsten Grunde wahrhafte Katholiken — aber mit Ausnahme Mauriacs — sind alle Konvertiten. Gewiss: Allen war «La France» — die älteste Tochter der Kirche, Symbol und Inhalt. Aber sie waren nicht von Anfang an gläubig. Sie wandelten sich — alle Proportionen gewahrt — wie Saulus in einen Paulus. Will dies etwas für sie oder gegen die «von Geburt an» Gläubigen besagen? Nein, aber da sie alle schwer und unausgesetzt um und für ihren Glauben kämpfen mussten, brachten sie das kämpferische Element wieder stark in das kirchlich-öffentliche Leben unserer Zeit. Da sie ferner alle von der Seite der «Ratio» kamen, wurde diese auch zu einer der wichtigsten Waffen in ihrem Kampf. — Darf man angesichts dieser Grossen von einer Dechristianisierung Frankreichs sprechen?

### François Mauriac

In seinem Tagebuch schrieb Mauriac einmal: «Ich weiss nicht, was für ein Mensch ich heute wäre, wenn ich im Alter von 18 Monaten meine katholische Mutter statt meines ungläubigen Vaters verloren hätte.» Ja, er geht noch weiter, und sagt von sich selbst: «Das ist mein Drama. Ich bin darin (in der katholischen Kirche) geboren, ich habe das nicht frei gewählt. Diese Religion wurde mir mitgegeben mit meiner Geburt. Viele andere sind ebenfalls darin geboren, aber sie haben sich beeilt, wieder herauszukommen. . . Ich aber gehöre zur Rasse jener Menschen, die als geborene Katholiken es bald einmal begreifen, dass sie niemals mehr die Kirche verlassen können. . . dass sie unmöglich ein- und austreten und

wieder eintreten können. Sie waren drin, sie sind drinnen, sie werden für immer drinnen bleiben.»

Mit diesen Worten umreisst François Mauriac, der neben Paul Claudel zweifellos grösste zeitgenössische katholische Dichter, sein eigentliches Wesen.

Kein Zweifel ist erlaubt: Sein Katholizismus, seine Gläubigkeit sind ernst, sind nicht zu erschüttern. Nicht dass er die Sünde nicht kannte und gegen sie ankämpfte: «La nature l'emportait lentement sur la grâce; je désespérais de rétablir entre elles un équilibre et voyais se dresser l'une contre l'autre ces deux puissances ennemis», um dann im «Vie de Jean Racine» zu sagen: «Nous naissons tous esclaves dans une chair corrompue.» Aber dem Wissen um das sündige Fleisch stand das Wissen um die Gnade und die Barmherzigkeit gegenüber und wenn auch das Gleichgewicht zwischen beiden oft ins Schwanken kam, so war doch das letztere zu stark in ihm verankert, als dass die Sinne ihn aus dem sicheren Hafen hätten losreißen können.

Der sichere Hafen! Dies unterscheidet ihn von den anderen grossen katholischen Künstlern, von einem Paul Claudel, einem Charles Péguy, einem Léon Bloy, einem Georges Bernanos, um nur diese zu nennen. Nicht dass für diese ihr Glaube und ihr Katholizismus nicht auch ein sicherer Hafen war. Aber er stand am Ende einer langen Reise auf dem heftig bewegten Meere ihres irdischen Lebens. Mauriac dagegen wurde in ihm geboren und hat ihn nie verlassen. Wie seine tiefgläubige, katholische Mutter den physisch schwächlichen Sohn hegte und pflegte, wie sie ihn vor jedem rauhen Luftzug bewahrte, wie sie die ängstliche Seele ihres Sohnes sorgsam in den Schoss der alleinseligmachenden Kirche legte, wie sie jede Woche mit ihm das heilige Abendmahl nahm — so wurde die katholische Kirche für ihn eine Mutter höherer Art, die zu lieben und der zu folgen — alle Proportionen gewahrt — für ihn ebenso natürlich war, wie der eigenen Mutter.

Dadurch erhält aber sein am Anfang zitiertes Geständnis

hinsichtlich des Todes seines Vaters seine besondere Bedeutung. Dieses konnte nur ein Mann machen, der niemals um seinen Glauben gerungen hatte, der den Zweifel nicht kennen lernte. Die inneren Kämpfe, die selbstverständlich auch nicht ausblieben und denen wir alle seine Romangestalten verdanken, stellen das Wesentliche in ihm niemals in Frage. Sie waren Ebbe und Flut in einem Hafen vergleichbar, in dem die Gischt der sich brechenden Wellen langsam versickerte, da die reine Naturgewalt in ihm bereits gebrochen war. Mauriac blieb der beschauliche Mensch, als solcher aber nicht ohne Grösse. War es doch kein Zufall, dass er seit Jahren der kulturpolitische Leitartikler des «Figaro» wurde, denn nur einem solch beschaulichen, meditierenden Manne war es gegeben, die alte französische Tradition des Dialogs mit dem Gegner in dem heutigen, zerrissenen Frankreich aufrecht zu erhalten. Seine Romane mit ihren erheblichen Auflagen sind sicher sehr geschätzt in jenen traditionellen Kreisen, aus denen er selbst kommt; in künstlerischer Hinsicht werden sie auch von vielen seiner weltanschaulich anders orientierten Kritiker lebhaft anerkannt, aber wir möchten bezweifeln, dass sein Werk einen erheblichen Einfluss auf die seelische Struktur des heutigen Frankreichs ausgeübt hat und ausüben wird. Dafür scheint es uns zu sehr, in jeder Hinsicht, aus einer gesicherten Existenz geschrieben zu sein. Es fehlt ihm das, was man mit dem Wort «Feuerseele» umschreiben könnte, jene Seele, die nicht nur brennt, sondern auch andere zum Brennen bringt. Anders ist es aber mit vielen seiner politischen und kulturpolitischen Artikeln. Durch ihre Klarheit, durch ihre Unbestechlichkeit und durch ihr echt französisches Raisonement, veranlassen sie den Gegner zur Stellungnahme. Sie halten den ewigen Dialog «Montaigne-Pascal» aufrecht, der sich durch die französische geistige Welt zieht. Sie überzeugen vielleicht nicht immer — wer lässt sich heute so leicht überzeugen? — aber sie zwingen zur Antwort und gerade hierin liegt ihr Wert.

### Paul Claudel

Ganz anders ist die Wirkung eines Paul Claudel. Wenn er heute die grössten Pariser Bühnen beherrscht, wenn seine Stücke in der ganzen westlichen Welt gespielt werden, oder zum mindesten bekannt sind, wenn er einen Erfolg hatte, wie kaum je ein französischer Dichter zu seinen Lebzeiten, so nicht nur weil seine Werke, rein künstlerisch gesehen, in einer ganz neuen Art vollendet sind, sondern weil man hinter ihnen immer die Kraft des Kämpfers, des Genies fühlt. In keinem seiner Werke macht er die geringsten Konzessionen; auch bei ihm wird überall der gläubige Katholik hör- und sichtbar, aber in einer kämpferischen Art. Als er in jener berühmten Weihnachtsnacht am Pfeiler in der Notre Dame de Paris stand und plötzlich, wie vom Blitz getroffen, gläubig wurde, da hat er, nach seinem eigenen Geständnis, noch vier Jahre mit der Philosophie gekämpft, die bisher seinen Lebensinhalt ausmachte und — es war ein heroischer Kampf. Immer kämpfte er. Wie hat er mit einem Rimbaud, mit einem André Gide gekämpft, um sie zu seinem katholischen Glauben zu bekehren! In diesen Kämpfen war er oft von einer unerhörten Leidenschaftlichkeit, die, namentlich André Gide gegenüber, vielleicht eher schadete denn nützte. Wenn dieser in sein Tagebuch schrieb: «Je voudrais n'avoir jamais connu Claudel. Son amitié pèse sur ma pensée et l'oblige et la gêne...» oder ein andermal: «Paul Claudel est plus massif, plus large que jamais; on le croirait vu dans un miroir déformant; pas de cou, pas de front: il a l'air d'un marteau-pilon...» so scheint Claudel auf eine sensible Natur erdrückend gewirkt zu haben. Und doch: wenn man die jetzt veröffentlichte Korrespondenz zwischen diesen beiden, lange in Freundschaft verbundenen Männern liest, dann versteht man Claudel, warum er so grossen Wert auf die Konversion seines Freundes legte. «Mon cerveau,» schreibt Gide, «est tissé de cellules catholiques presque autant

que de protestants.» Claudel fühlte das. Aber nachdem er von dem anormalen sexuellen Leben Gide's erfuhr und ihn vergebens beschwor dagegen anzukämpfen, erkalteten die Beziehungen zwischen ihnen, bis Gide in sein Tagebuch schrieb: «...Claudel. Je l'aime et le veux ainsi, faisant la leçon aux catholiques transigeants, tièdes et qui cherchent à pactiser. Nous pouvons l'admettre, l'admirer, il se doit de nous vomir. Quant à moi, je préfère être vomi que vomir...»

Überall, wo Claudel eine reine Seele fand, hämmerte er allen Stuck von ihr ab, damit ihre Umriss klar in Erscheinung traten. Seine künstlerische, wie seine religiöse Kraft hat daher einen ungleich grösseren Wirkungsradius, als diejenige Mauriacs. Man wird von ihnen ergriffen und selbst dort, wo es «Mode» wurde in seine Premieren zu gehen, triumphiert ein nachhaltiger Eindruck über sie, der viele zur Besinnung und nicht wenige wieder zu einem aktiven Glauben zurückgeführt haben dürfte.

Gewiss: Das Theater ist ein sehr viel mächtigeres Instrument, als der einfache Roman, um den Menschen gefangen zu nehmen, da es ja nicht nur auf seine Gedanken, sondern auch auf seine Sinne wirkt. Aber selbst wenn man von der Sensation des Augenblicks absieht — von der Szenierung, den Schauspielern, den Zuschauern — bleibt genügend nachhaltige, geistige Wirkung übrig, um den Menschen nachdenklich zu stimmen und ihn eine Welt empfinden zu lassen, die er bisher vielleicht ignoriert hat, oder ignorieren wollte. Claudel ist und bleibt «homme du monde» im besten Sinne des Wortes. Er kennt die Welt nicht nur aus Büchern, sondern durch lebendige Anschauung. Er weiss um das Elend des Kuli ebenso, wie um die robuste Selbstsicherheit des Amerikaners, um das wertvolle im japanischen Charakter, um die Stärken und Schwächen im Deutschen, von seinem eigenen Land nicht zu sprechen. Im Gegensatz zu Mauriac, den fremde Länder und Sitten nicht interessierten — «que m'importe un paysage que des yeux aimées n'ont pas reflété» sagt Mauriac in seinem Tagebuch — hört Claudel nicht auf sie zu studieren, sie zu verstehen und sie irgendwie zu einer inneren Einheit zu führen. Das gibt seiner Kunst diesen Reichtum an Ideen und Bildern, wie diese Spannung zwischen dem Göttlichen und allem Irdischen. Wenn dann dieser 80jährige Mann jeden Morgen zur Frühmesse und zum heiligen Abendmahl geht, dann neigt man sich tief vor dieser gläubigen, aber auch schöpferischen Ergebenheit und dann weiss man, dass diese und sein weltlicher Ruhm das Ergebnis ein und desselben Kampfes sind: des Kampfes um den Ruhm Gottes, zu dessem ergebensten Diener er wurde.

### Charles Péguy

Es ist etwas Merkwürdiges um die Wirkung des grossen katholischen Künstlers. In den meisten Fällen greift sie über den Rahmen der ohnedies schon Gläubigen weit hinaus, sowie die schöpferische Kraft eines Kämpfers hinter ihr steht. Ein Péguy, ein Bloy, ein Bernanos hätten niemals eine so nachhaltige Wirkung ausüben können, ohne ihren unablässigen Kampf nicht nur für ihren Glauben, sondern vor allem und jedem um dessen Erfüllung. Hierin lag die Grösse der drei Genannten, die, obwohl bereits tot, doch an diese Stelle gehören, weil sie lebendiger denn je sind und werden. Namentlich für die nach einem Glauben, nach einem Ideal, nach der Einigkeit dürstenden Jugend ist ein Charles Péguy heute wieder gegenwärtiger denn je. Wenn zu der 50-Jahresfeier seiner «Cahiers de la Quinzaine» der sozialistische Präsident der Republik, Vincent Auriol, der laizistische Erziehungsminister Delbos und viele Gläubige wie Ungläubige erschienen, um seine Arbeit in der von ihm verhöhten Sorbonne zu ehren, so hat dies eine tiefere Bedeutung, als es auf den ersten Blick hin scheint.

Denn was war seine immense, rastlose Arbeit anderes als der Ausfluss seines tiefen katholischen Glaubens? Wenn

man diese ehrt, kann man an ihm nicht vorbeisehen. Dieses sein «il faut se sauver ensemble. Il faut arriver ensemble chez le bon Dieu. Il faut se présenter ensemble. Il ne faut pas arriver trouver le bon Dieu les uns sans les autres. Il faudrait revenir tous ensemble dans la maison de notre père. Il faut aussi penser un peu aux autres. Il faut travailler un peu pour les autres. Qu'est qu'il nous dirait si nous arrivions, si nous revenions les uns sans les autres?» — es war der Inhalt seines ganzen kämpferischen Lebens und es ist dieser Inhalt seines Glaubens, seiner Caritas, der die Menschen heute anzieht und der ihn lebendiger denn je vor uns treten lässt. Dieser Inhalt, der ja nicht nur wie eine heilige Flamme aus ihm leuchtet, sondern ihn selbst befähigt, das Dunkle der Zeiten zu durchdringen und Ereignisse, wie Dinge vorauszu sehen, die der geschäftige Alltagsmensch ignoriert. Wenn er in einem Brief an seinen Freund Lotte die tiefe Überzeugung ausdrückt, Riesenverantwortlichkeiten tragen zu müssen, da sich durch ihn eine Renaissance des französischen Katholizismus vollziehe, so mag das überspannt scheinen. Beim Vergleich des katholischen Lebens im Frankreich von 1914 und demjenigen von heute wird man aber nicht umhin können, einen gewaltigen Unterschied festzustellen. Sein Kampf für die Wahrheit — «rien que la vérité» — gegen die Herrschaft des Geldes, seine sozialen Ideen und manches andere — sie werden heute von der Mehrheit der katholischen Laien und von der französischen katholischen Kirche mit einem Elan weitergeführt, der seinesgleichen noch nicht in Frankreich hatte. Damit soll nicht gesagt werden, dass er der alleinige Urheber dieses Werkes sei, noch dass man dabei überhaupt an ihn gedacht hatte, wohl aber, dass er zu jenen unterirdischen Quellen gehört, die, ohne gesehen zu werden, sich langsam einen Weg durch viel Geröll und Gestein bahnten, um so die Erde von unten her reif zu machen für die Saat, die von oben in ihren Schoss gebettet wurde. Sicher ist, dass er heute zu einer Zentralfigur des modernen, katholischen Frankreichs wurde, ganz besonders für dessen Jugend. Ein Symbol dafür ist die jährliche Pfingstwallfahrt der Pariser Studenten (ca. 8000—9000 junge Menschen) nach Chartres, an der nicht nur Gläubige teilnehmen! Diese Studenten gehen den gleichen Weg zu Fuss, den Charles Péguy seinerzeit machte, als er sich noch nicht zum katholischen Glauben zurückgefunden hatte.

### Léon Bloy

Léon Bloy, ihm in vielem verwandt und heute wesentlich mehr gelesen als zu seinen Lebzeiten, hat es schwerer, einen nachhaltigen Einfluss auf die französische Seele auszuüben. Seine tief mystische Natur ist ihr fremder. Wenn er im «Le mendiant ingrat» sagt: «Il n'y a qu'une tristesse, c'est de n'être pas des saints», so ist dies gewiss eine Traurigkeit, die mancher Franzose empfindet, selbst nichtgläubige, wie Albert Camus, der wünschte ein Heiliger zu werden, ohne glauben zu müssen. Aber von dem Nachsatz: «On n'entre pas dans le paradis demain, ni après demain, ni dans dix ans, on y entre aujourd'hui quand on est pauvre et crucifié» ist der Franzose wenig begeistert; noch weniger von den Worten: «C'est sur les larmes qu'on sera jugé, car l'Esprit de Dieu est toujours porté sur les eaux.»

Léon Bloy ist ganz Ergebenheit, selten in Revolte und wenn, dann nur gegen die Auch-Christen, gegen die Lüge. «Toute ma fameuse violence consiste en une volonté ferme, inébranlable de crier l'Évangile à une société soidisant chrétienne qui n'en veut plus» schreibt er an seinen Freund Cornnau.

Immer ist es der Schmerz, der für ihn der Inhalt aller Moral ist: «Elle (la douleur) est nécessaire, elle est l'essence même,» wie er an seinen Freund Michel Ménard schreibt, um dann zu sagen: «Le fond de ma pensée est que dans ce

monde en chute, toute joie éclate dans l'ordre naturel, et toute douleur dans l'ordre divin.»

Im Grunde genommen hat ihn dies tiefste Wissen um den Schmerz, «de cette auxiliaire de la création», wie er an Georges Landry schreibt, zum christlichen Pamphleten gemacht. «Sans doute, que je le suis, pamphlétaire, parce que je suis forcé de l'être — vivant, comme je peux dans un monde ignoblement futile et contingent, avec une famine enragée de réalités absolues... Quand je maltraite mes corrégionnaires, ce qui m'est souvent arrivé, c'est que leur lacheté ou leur bêtise révolte en moi précisément le sens catholique.» (Bel-luaires et porchers).

Ob und welchen Einfluss Léon Bloy ausser auf die wirklich zum Glauben Hingezogenen noch haben wird, ist schwer zu sagen. Sicher ist aber, dass gerade diese seine pamphletische Seite, von den dadurch weniger Betroffenen, also von den Nichtkatholiken, sehr benützt, wenn nicht sogar ausgenutzt wurde und — das ist gut so! Jedes Aufgerütteltwerden hat eine Wirkung sowohl auf den Schlafenden, wie auf den Wachenden und wäre es nur, dass den Gegnern gezeigt wird, wie leidenschaftlich und stark die Selbstkritik in der katholischen Welt ist.

### Georges Bernanos

Ganz anders wiederum ist und war die Wirkung eines Georges Bernanos. Auch er ein Polemiker, ein Pamphletist, aber auch welch ein Künstler! Er, der von sich immer wieder sagte: «Je ne suis pas un écrivain», er dem seine eigene Literatur Abscheu einflösste:

«La plume à la main, j'ai conscience d'outrager sa rude misère en m'efforçant de l'exprimer comme n'importe lequel de ces vagabonds de lettres qui écorniflent, pour des argents, le douloureux monde...»

Er war wohl der schöpferischste Kritiker der modernen Welt und dies mit einer Leidenschaft, die auch seinen Gegner mit in ihren Bann zog und die, wie bei Péguy und Léon Bloy, durchglüht war von seinem Glauben an Gott, an seine Gerechtigkeit, aber auch, wie bei den beiden anderen, von seinem unerschütterlichen Glauben an das von ihm so kritisierte und so ans Herz gewachsene Frankreich. «Le Monde sait bien qu'il regorge, ou regorgera de machines, mais il sait aussi devenu très pauvre d'humanité véritable, utilisable, et il voit toujours dans notre peuple sa dernière grande réserve d'humanité.»

Klarer, wuchtiger aber als bei Péguy und Léon Bloy war sein Kampf gegen den immer allmächtiger werdenden Staat und für den Menschen und seine Freiheit. «Bien plus que les anges, nous sommes à l'image de Dieu et à sa ressemblance. Car il nous a placé au milieu de cette confuse voie lactée de notre corps, la portant, la combattant, la sauvant, comme lui-même il s'était trouvé au milieu de sa Création.» Und der Staat! «L'Etat moderne, mérite-t-il encore le nom de Société? Mais l'Etat moderne, lui-même, mérite-t-il le nom de l'Etat? ... Imbéciles! Vous avez voulu une Société sans hiérarchie, ni privilèges, toute tradition n'étant à vos yeux qu'une contrainte absurde, un obstacle au Progrès, un préjugé. L'idée ne vous est pas venue que la Tradition était peut-être aussi une défense contre les entreprises du Pouvoir... Une Société ne vaut pas d'abord par sa législation, elle vaut par ses hommes, et ce sont les traditions de la société qui forment peu à peu l'homme social, espèce aussi différente que possible de l'homme-de-masse, simple produit de décomposition...»

Wir sprachen absichtlich nicht von seinen Romanen, obwohl sie künstlerisch, wie inhaltlich zu dem Besten der französischen, modernen Literatur gehören. Ganz katholisch und ganz menschlich. Sie hatten und haben einen grossen Einfluss auf das gebildete Frankreich, einen Einfluss, der durch seine charaktervolle, unbeugsame Haltung noch unterstrichen wurde. Dieser offene, die letzten Wahrheiten ausspre-

chende, mutige Mann konnte so sein, weil er wie keiner um den tiefsten Begriff der Furcht wusste. In seinem «La Joie» schreibt er: «La Peur est tout de même la fille de Dieu rachetée la nuit du vendredi saint. Elle n'est pas belle à voir — non! — tantôt raillée, tantôt maudite, renoncée par tous... Et cepen-

dant, ne vous y trompez pas, elle est au chevet de chaque agonie, elle intercède pour l'homme...» Und in seiner letzten Agenda sagt er: «...le péché nous fait vivre à la surface de nous-mêmes, nous ne rentrons en nous que pour mourir, et c'est là qu'il nous attend.»  
H. Schwann

## Staat und Gesellschaft

Wir leben in einer Zeit des Staatsaufbaues und der gesellschaftlichen Neuordnung. An diesen entscheidenden Aufgaben kann mit einer Tiefenwirkung nur der mitarbeiten, der in das Wesen der Gesellungen eingedrungen und ihren Sinn erkannt hat. Diese Aufgabe ist nicht leicht und kann niemals von denen gelöst werden, die an der Phrasologie des Tages hängen geblieben sind. Hier müssen schon alle Prinzipien wirklich erarbeitet werden, und hiezu hilft in hohem Masse das Buch «Grundlegungen zu einer Metaphysik der Gesellschaft», das jetzt im Verlag Glock und Lutz in Nürnberg erschienen ist und Hans-Eduard Hengstenberg zum Verfasser hat. H. ist z. Zt. Professor an der Pädagogischen Akademie Oberhausen und hat bereits durch seine verschiedenen philosophischen Arbeiten, wie «Das Band zwischen Gott und Schöpfung» (Habel), «Der Mensch auf dem Wege» (Aschendorff), «Einsamkeit und Tod», «Tod und Vollendung» und manche andere schon weithin Anerkennung und besonders durch seine die klassische Ontologie fortsetzende und wesentlich vertiefende Gedankenwelt lebhafteste Aufmerksamkeit gefunden. H. will in seinem neuen Buche die Frage nach dem Wesen des Sozialeins beantworten.

Zunächst führt er uns in seinen Seinsbegriff als Vorbedingung für eine Metaphysik der Gesellschaft ein, weil die Hemmungen, die ein Vordringen zum Sein des Sozialen hindern, nach seiner wohl begründeten Darlegung in einem nicht ganz ausreichenden Seinsbegriffe liegen. Er musste zeigen, dass es ein Prinzip, das aus seinem Prinzipsein heraus bindet, das im Bandsein aufgeht, tatsächlich gibt. Da jede Gesellung wesentlich dynamisch ist, genügt der statische Charakter des aristotelischen Seinsbegriffes nicht, er musste so gefasst werden, dass die Bewegung zur Vollkommenheit des Seins selbst gehört. Wesentlich dabei ist auch seine eindeutig klare Konstitutionslehre, die einmal eine weitgehende Konvergenz mit dem metaphysischen-realistischen Grundanliegen des Thomismus zeigt, zum anderen aber auch das platonische Anliegen erfüllt, die Geöffntheit der konkreten Existenz zur göttlichen Transzendenz.

In seiner ausgezeichneten Phänomenologie von Gemeinschaft, Gesellschaft und Masse, bei der er sich nahe mit dem klassischen Buche Dietrichs v. Hildebrand, «Metaphysik der Gemeinschaft», berührt, weist er darauf hin, dass Gemeinschaft ein primär metaphysischer, Gesellschaft ein primär soziologischer Begriff ist. Gemeinschaft liegt überall vor, wo die Glieder sich gegenseitig durch eine gemeinsame Seinsbestimmung derart im Sein ergänzen und vollenden, dass diese Seinsbestimmung nur innerhalb des Bandes dieser Glieder getragen werden kann. H. spricht dabei den wesentlichen und folgereichen Gedanken aus, dass es einen Gemeingeist gibt, der von dem Einzelgeist zu unterscheiden ist, wenn er auch auf diesem aufruhet und nicht für sich existenzfähig ist. Sehr bedeutsam allem totalitären Denken gegenüber ist auch die Feststellung, dass das Individuum nicht um der Gemeinschaft willen, sondern dass die Gemeinschaft des Individuums wegen da ist. Die Gesellschaft dagegen ist eine dauernde Verbundenheit von Personen zum Zwecke der Erreichung eines äusseren Zieles. Deshalb spielt auch hier das positive Recht eine grössere Rolle im Gegensatz zur Gemeinschaft, die sich auf dem Naturrecht aufbaut. Masse endlich ist eine blosse Summe von Teilen, eine blosse Komposition an Stelle der Konstitution, sie ist getarnte, Individualismus.

Den Kern des Buches bildet die Lehre von der Metaphysik der Gemeinschaft und Gesellschaft, in der sich so Ring an Ring schliesst, dass sie nicht auszugswise wiedergegeben werden kann, sondern eingehend studiert werden muss, aber durch ihre Folgerichtigkeit imponiert und überzeugt.

In seinem Schlusskapitel über die Sozialordnung zieht H. die praktischen Folgerungen aus seiner Theorie. Es kann hier nur auf einige Kernsätze hingewiesen werden, die aber gerade zeigen, wie wichtig ein Studium dieses Buches für die an entscheidender Stelle stehenden Politiker, Staatsmänner und Abgeordneten ist, wenn sie zu den Prinzipien vorstossen wollen, die dem politischen Willen zu Grunde liegen und deren Beachtung allein den politischen Forderungen ihre innere Tragkraft gibt.

Das Verwirklichungsziel des Staates ist das Allgemeinwohl, das durch das Naturrecht bestimmt wird. Ziel der Kirche als Gesellschaft ist vor allem Erziehung und Caritas. Der Staat kann verlangen, dass die Bürger zu Staatsbürgern erzogen werden, nicht aber kann er über die Erziehungsform befinden. Ein unmittelbares Erziehungsrecht haben nur Eltern und Kirche. Diese ist aber auch natürlich-übernatürliche Gemeinschaft, deshalb stehen auch die naturrechtlichen Belange unter ihrem Schutz. Die Kirche hat zwar keinen öffentlich-rechtlichen Machtanspruch, aber sie hat ein natürliches Recht gegenüber dem Staate. Das Recht des Staates gegenüber der Kirche besteht darin, dass der Staat von der Kirche die Anerkennung seiner Autonomie in der öffentlich-rechtlichen Sphäre verlangen kann, wobei aber diese Autonomie ihre Grenze am natürlichen Sittengesetz findet. Was die Rangordnungen (nicht Wertordnungen) der staatsbildenden Gesellungen anbelangt, so hat den obersten Rang die Ehe, unter ihr steht die Familie und dann sich gabelnd Territorium und Berufsstand. Den Abschluss bildet der Staat. Bei den ranghöheren Gesellungen überwiegt das Naturrecht, bei den rangniedereren das positive Recht und damit die Macht. Das föderative Prinzip besteht in der konstitutiven, gleichberechtigten Bindung von Einzelgliedern oder Gliedgesellungen zur Wahl eines gemeinsamen Organs, es ist zu beachten in der konstitutiven Zusammenarbeit der Hauptbereiche Volk, Stand und Land, in der Findung des gemeinsamen Staates und seiner Organe, wobei H. mit Recht dem Personalwahlrecht den Vorzug gibt.

Das Subsidiaritätsprinzip gründet nicht nur in der Gemeinschaft, sondern vor allem auf dem Vorrang der mehr gemeinschaftlichen vor der mehr gesellschaftlichen Gesellung (Rangabstufung) und aus ihm folgt als sozial-ethische Forderung, dass die jeweils gemeinschaftlichere (konkretere) Gesellung alles leisten soll, was sie aus eigenem Wesen heraus vermag, und dass die nächste mehr gesellschaftliche nur dort eingreift, was die besondere allein nicht leisten und entscheiden kann. Man verkennt also das Wesen des Subsidiaritätsprinzips, wenn man, wie es häufig geschieht, es nur als eine blosse politische Spielregel ansieht. Würde man allgemein dieses Prinzip recht erfassen, dann könnte ohne Denkschwierigkeit und mit grossem sachlichen und finanziellen Erfolge eine Verwaltungsreform durchgeführt werden.

Durch das so viel verkannte Wesen der Autorität wird die ganze Gesellungsordnung überhaupt erst existenziell. Was den Ursprung der Autorität anlangt, der bei den Beratungen der Weimarer Verfassung eine so grosse Rolle gespielt hat,



so geht die Autorität vom Volke aus, sofern das Volk seine staatlichen Organe in der Wahl «findet», sie geht von Gott aus, sofern die «gefundenen» Autoritäten ihre Macht in Stellvertretung Gottes ausüben, im Dienste der Gesellung. Die soziale Autorität dient also, obwohl ihre Weise des Dienens die Anwendung der Macht und der positiven Gesetze ist. Hier ist der Knotenpunkt für die Vermählung von Macht und Recht, Macht und Idee. Recht ist nicht das, was das Allgemeinwohl fördert, sondern dem Allgemeinwohl dient das, was Recht ist.

Da die Gesellung durch die Autoritätsperson wirkt, ist die erste Aufgabe der Politik, eine Personalpolitik zu sein, durch die die beste Personenauslese für die leitenden Stellen möglich ist.

Auf diesem Fundament, das H. meisterhaft aufgebaut hat, lassen sich durch Überlegen und Schlussfolgerung alle die Fragen beantworten, die das Sein und die Entfaltung der Gesellungen sich stellen. So beantwortet H. selbst noch im Schlusskapitel die Frage nach der Überwindung der dialektischen Sozialtheorie. Aber auch die Fragen, die im täglichen politischen Leben sich aufdrängen und deren Lösung oft von entscheidender Bedeutung ist, kann nur derjenige seinsgerecht beantworten, der mit der Gabe des Staunens und mit der Liebe zu der oft schwer zu erringenden Wahrheit in die Tiefen der Metaphysik der Gesellschaft gestiegen ist.

Es bleibt ewig wahr, dass die Philosophie es letztlich ist, die die Weltgeschichte macht. Politik ist nichts anderes als die Geschichte der Gegenwart. Ferdinand Kirnberger

## Ex urbe et orbe

### *Erlaubter Steuerstreik*

Seit Jahren, z. T. seit Jahrzehnten schon, wird in manchen Ländern um die katholische Schule gekämpft. So leicht es ist, in einer säkularisierten, neuheidnischen Zeit den Sinn und die Notwendigkeit dieses Kampfes einzusehen, so schwierig ist es manchmal und sehr bemühend, wenn man immer wieder konstatieren muss, dass manche Politiker diese Schulfrage zu einem Tauschobjekt machen, mit dem man Konzessionen anderer Art einhandeln kann. Damit wird der Elan jener Katholiken, die sich entschlossen für die katholische Schule einsetzen, gebrochen. Was man theoretisch als primäre Frage bezeichnet hatte, in der es kein Zurück gäbe, zeigt sich dann plötzlich als sekundäre Frage, bei der man auch anders kann.

Wir freuen uns darum, immer mehr feststellen zu können, dass in England die Bischöfe zu keinem Nachgeben bereit sind, und dass in Frankreich am 23. April d. J. über 250 000 Katholiken zusammen mit ihren Bischöfen einen Entschluss gefasst haben, der beweist, wie man nun gewillt ist, nicht mehr länger zuzuwarten. In den westlichen Provinzen Frankreichs versammelten sich an vier Orten über 250 000 Katholiken, um gegen die Ungerechtigkeit zu protestieren, die ihnen gegenüber der Staat in der Behandlung des Schulproblems begeht. Die Bischöfe von Nantes, Poitiers, Luçon, Angoulême und Angers nahmen an dem Massenaufgebot teil. In den gehaltenen Reden wurde besonders unterstrichen, dass drei französische Ministerpräsidenten, die Herren Jules Moch (Sozialist), René Mayer (Laizist) und Georges Bidault (katholisch) in ihrem Regierungsprogramm die Lösung des Schulproblems vorgesehen hatten, dass aber alle gemachten Versprechungen toter Buchstabe blieben. Daraus folgerte der Generalsekretär Bouyer, dass «wenn der Staat uns nicht sein Geld gibt, wir das unsrige behalten». Er empfahl den Eltern, die Steuern so lange nicht zu zahlen, bis die Regierung sich ernstlich entschliesse, eine Lösung des Schulproblems herbeizuführen. Man fügte allerdings hinzu, dass es sich vorläufig nur um eine feierliche Warnung handle und der Klerus allein zur gegebenen Zeit zur Aktion aufrufen würde.

Diesen Worten fügte der Bischof von Luçon, Msgr. Cazaux, hinzu, dass ihm dieser Entschluss legitim erscheine, um dann fortzufahren:

«Ihr seid in erheblichem Masse Gläubiger des Staates, ihr könnt daher, ohne das moralische Gesetz zu verletzen, die Zahlung eurer Steuern aufschieben, bis euer Schuldner sich selbst entschliesst, seine Schuld zu begleichen. Es handelt sich dabei nicht um eine einfache Weigerung eurerseits, sondern um einen Aufschub. Es soll sich auch nicht um eine heftige Revolte handeln. Ihr werdet gegenüber dieser Ungerechtigkeit der Gesetze eurem Widerstand den entschlossenen, würdigen Charakter geben, den ihr bis zum heutigen Tage bewahrt habt.»

Warum jetzt plötzlich so energisch? Weil beide Kräfte — die staatlichen und die katholischen — auf dem Gebiete des Unterrichtswesens unbedingt einen Ausgleich finden müssen, da beide heute, materiell gesehen, in der gleichen Lage sind: Sie können den wachsenden Anforderungen nicht mehr gerecht werden. Der Staat hat nicht nur sehr viele in Ruinen gelegte, oder durch das Alter verfallende Schulen wieder zu ersetzen, sondern, was erheblich mehr bedeutet: er hat in den nächsten Jahren sehr viele neue Schulen und Unterrichtsgebäude zu erbauen, da durch die erhöhten Geburtenzahlen die Menge der schulpflichtigen Kinder ausserordentlich zugenommen hat. Dies wiederum hat zur Folge, dass die schon jetzt ungenügenden Lehrkräfte erheblich vermehrt werden müssen, was leichter gesagt als getan ist, da die verhältnismässig niederen Gehälter nur noch für Idealisten eine Anziehungskraft bilden, um den Lehrerberuf zu wählen.

Wenn dies grosso modo die Situation des Staates ist, so ist diejenige der freien Schulen nicht besser. Schon jetzt müssen die Eltern der sie besuchenden Kinder (insgesamt 1,8 Millionen Schüler gegen 4,8 Millionen Schüler in den Unterrichtsanstalten des Staates) 25 bis 27 Milliarden francs pro Jahr für ihre Schulen zusammenbringen, wohl gemerkt ausser den diesbezüglichen erheblichen Steuern für die Staatsschulen, von denen sie keinen Gebrauch machen! Hierin liegt die Ungerechtigkeit, von der oben gesprochen wurde. Der Staat tastet zwar das Prinzip der freien Schulen nicht an, aber er verlangt, dass deren Kosten nicht nur allein von den Eltern getragen werden, sondern fordert darüber hinaus auch noch denselben Betrag für seine Schulen. Diese Last wird für die katholischen Eltern untragbar.

Wenn man bedenkt, dass das Budget des französischen Unterrichtsministeriums im Jahre 1947 noch ein Sechszehntel des Gesamtbudgets betrug (heute vielleicht ein Fünfzehntel, aber auch das ist noch nicht sicher, weil man eben in den letzten Tagen erhebliche Abstriche zu machen versuchte, wodurch Frankreich an 29. Stelle der sogenannten entwickelten Nationen, hinter Portugal und der Türkei steht), dann wird man begreifen, dass der Staat gar nicht in der Lage wäre, die freien Schulen zu übernehmen, doppelt, als deren Lehrkräfte zu rund 40% aus Ordensleuten bestehen.

Wir geben uns zwar keiner Illusion hin: Es gibt acharnierte laizistische Elemente in Frankreich, die um keinen Preis bereit sind, endlich das naturgegebene Elternrecht anzuerkennen, die nicht einmal die Hand dazu reichen, um eine seriöse Verwirklichung der in der Verfassung garantierten Schulfreiheit zu ermöglichen. Nein, sie werden als «ausgezeichnete Demokraten» sich gegen den deutlich ausgesprochenen Volkswillen stellen — und sich dabei trotzdem als «Volksvertreter» betrachten (wie anderswo übrigens auch!). Diesen volksfeindlichen Volksvertretern ist mit der Drohung des Steuerstreiks der erlaubte, ehrliche Kampf angesagt.

### Häretischer Beigeschmack — oder seelsorgerliche Notwendigkeit?

Katholiken, die viel im Ausland herumgekommen sind, wissen es immer wieder zu schätzen, wenn sie im Norden, im Süden und im Westen den Gottesdienst in der altvertrauten Form der lateinischen Liturgie antreffen. Das Zusammengehörigkeitsgefühl ist sofort gegeben. Die Einheit in der *Una Sancta* ist sichtbar und manchmal fast überwältigend. Die gemeinsame Liturgie gibt diesen Katholiken überall rasch das Gefühl des Zu-Hause-Seins.

Aber immer wieder waren und sind sich die besten Katholiken auch einig darüber, dass die Verwendung der lateinischen Fremdsprache mit grössten Nachteilen verbunden ist. Wenn das Volk und selbst die Ministranten dem Wesen der Hl. Messe trotz aller liturgischen Bemühungen so verständnislos gegenüberstehen, wenn trotz aller Messerkklärungen in Predigt und ausgezeichneten liturgischen Schriften nun einmal der grössere Teil des Volkes nicht mitkommt — und fast bloss durch die Predigt etwas Anregung für sein religiöses Leben erhält — dann mahnt das doch zu ehrlicher Besinnung.

Vor einem Jahre hat Papst Pius (am 4.1.1949) das neue deutsche Rituale für die Sakramentspendung approbiert. Es sticht von den früheren Ausgaben vor allem durch den vermehrten Gebrauch der Volkssprache ab. Nun hat Bischof Dr. Stohr von Mainz im «Rheinischen Merkur» (4.3.1950) einen Aufsatz zu diesem neuen Rituale geschrieben, der die allergrösste Beachtung verdient. Die Herder-Korrespondenz (Mai 1950) gibt die wichtigsten Stellen dieses Aufsatzes wieder, die wir hier abdrucken wollen.

Der Bischof von Mainz unterstreicht in seinem Aufsatz die Berechtigung des Anliegens der Volkssprache im Gottesdienst. Angesichts der Persönlichkeit des Verfassers kommt diesen Ausführungen grosse Bedeutung zu. Der Bischof geht von der Tatsache aus, dass die Volkssprache die ursprüngliche Sprache der Kirche ist. Als das Lateinische sich durchsetzte, geschah dies auch deshalb, weil es die gemeinsame Sprache der «massgebenden Volksklassen» war. Einmal durchgedrungen, wurde das Lateinische dann als Element der Katholizität empfunden. Dies um so mehr, als alle Strömungen zum Gebrauch der Muttersprache seit dem späten Mittelalter «zugleich aus überstarkem nationalem Selbstbewusstsein und antikatholischer Glaubenskritik gespeist waren. So bekamen alle Bestrebungen nach einer Liturgie in der Volkssprache

einen häretischen Beigeschmack». Es ist also zu verstehen, sagt Bischof Stohr, dass die Kirche solchen Tendenzen gegenüber auf den einheitlichen Gebrauch des lateinischen Rituale Romanum dränge.

Jetzt ist aber die Lage eine andere geworden. Der Gebrauch der Muttersprache zeigt sich mehr und mehr als seelsorgerliche Notwendigkeit. «Wir beobachten, dass die Gottesdienste, bei denen das Volk in seiner Muttersprache singen kann, sich weit grösseren Besuches erfreuen als die streng liturgischen, in denen eine kleine Zahl von Choral-sängern den Gesang bestreitet oder der Kirchenchor die Gesangtexte vorträgt, während die Masse des Volkes sich anderweitig betend «beschäftigt» — aber abseits vom eigentlichen liturgischen Geschehen. Hier kommt ein ganz echtes religiöses Streben zum Ausdruck: das Verlangen nach aktiver Teilnahme am heiligen Tun und eine Abkehr vom blossen Zuschauen und Zuhören, wie es in der mangelhaften Übersetzung des Kirchengebotes zum Ausdruck kommt vom «Hören» einer Messe. Dieses neue Streben nach reicherer Verwendung der Volkssprache im Ritual ist ganz frei von jenen verdächtigen Tendenzen, die die Kirche früher bei ähnlichen Bestrebungen verwarf. Jetzt geht es einfach um das Heben der unerschöpflichen seelsorgerlichen Werte bei der Spendung der Sakramente und Sakramentalien. Das ist auch einzig und allein der leitende Gesichtspunkt der Liturgischen Kommission gewesen, die dabei nur jenen Bahnen zu folgen brauchte, die die Diözesanbehörden in der Bearbeitung ihrer Ritualien betreten hatten.»

«Doppeltes Gewicht erlangt die Sehnsucht nach dem Einsatz so reicher religiöser Schätze bei der immer fortschreitenden Mischung der Konfessionen in unserem Land, wo doch alle anderen religiösen Gemeinschaften in der Volkssprache zu ihren Gläubigen sprechen. Und heute müssen wir nicht bloss an die Diaspora denken, sondern auch an die wachsende religiöse Verflachung, an den Prozess, völligen religiösen Absterbens selbst mitten im katholischen Land... Gewiss ist das prädikatorische Element nicht die Hauptsache, aber doch eine Seite und nicht die unwichtigste.»

Wir glauben, diesen Worten nichts mehr hinzufügen zu müssen. Sie sprechen durch sich selbst deutlich genug und sollten in Zukunft bei den Aussprachen über dieses Thema nicht mehr ganz überhört werden. Rn.

## Buchbesprechungen

**O'Brien, John A., Der Glaube der Millionen** (Die Grundlagen der katholischen Religion). Deutsche Übersetzung erschienen bei Paul Pattloch Verlag, Aschaffenburg, 1950. 120 Seiten, Leinen Fr. 16.—. Alleinvertrieb für die Schweiz: Christiana Verlag, Zürich.

Als langjähriger Leiter von Diskussionsgruppen in USA. verwertet der Verfasser seine reiche Erfahrung aus seinem Ringen mit religiöser Unwissenheit und oberflächlichem Katholizismus, um sowohl die Grundlagen der katholischen Religion, wie auch ihre Glaubenslehre und Heilmittel sicher zu stellen.

Für seine Beweisführung stützt sich der Verfasser nicht nur auf die Offenbarungsquellen, sondern ebenso stark auf die Zeugnisse bekannter Konvertiten, wie Chesterton, Lunn, Newman, Knox etc. Er zeigt, wie sie sich vor ihrer Konversion, mit diesen religiösen Wahrheiten der katholischen Religion in hartem Ringen auseinandergesetzt haben, und wie sich schliesslich ihr Verstand der Macht der geoffenbarten Wahrheit beugen musste. Der Geschicklichkeit der Beweisführung stehen auch die Illustrationsmittel und die Art der Darlegung der katholischen Glaubenswahrheiten nicht nach. Diese beiden letztgenannten, verbunden mit klarem, logischem Denken und dem ebenso klaren Aufbau, der sich durch das ganze Werk hindurchzieht, ermöglichen es dem Autor, Einwände, Schlagworte, Vorurteile, Bedenken und irrige Darstellungen katholischer Lehren überzeugend zu entkräften.

Darstellungsform und Sprache sind lebendig, ja fesselnd. Ein gewisser journalistischer Zug ist zwar stellenweise unverkennbar, aber er tut dem Ganzen keinen Eintrag, sondern schenkt dem Buche gerade dadurch auch seine unzweifelhaft fesselnde Kraft. Sehr vornehm ist zudem auch der

Ton, wenn der Verfasser sich mit andern Bekenntnissen, vor allem mit den verschiedensten protestantischen Richtungen, auseinandersetzt. Das Buch wird sich daher ausgezeichnet eignen als Lektüre für Konvertiten. Nicht minder wertvoll ist es jedoch in der Hand von Katholiken. Ebenso gute Dienste wird es all jenen leisten, die religiöse Diskussionen irgendeiner Art zu führen haben; sie werden darin eine Fülle von Stoff und reiche Anregungen finden. J. Zihler

**Desroches H.-C.: Signification du Marxisme.** Les Editions Ouvrières économie et humanisme, Paris, 1949, 400 Seiten.

Wir möchten hier ein Werk anzeigen, zu dem wir noch nicht Stellung zu beziehen vermögen, das aber einen bedeutenden Vorstoss darstellt. P. Desroches O. P., der spekulative Kopf der Bewegung «Economie et Humanisme» macht hier den Versuch, in drei grossen Kapiteln wesentliche Positionen aus Werken von Marx auf ihre eigentliche Sinnrichtung zu untersuchen und diese Positionen mit den christlichen zu konfrontieren, oder eigentlich eher: Seine Fragestellungen an die Christen zu richten und von hier aus eine Antwort zu versuchen. Dabei ist er der festen Überzeugung, dass hier nun Fragen und Antworten auftauchen, die von den Christen noch viel zu wenig überdacht und ernsthaft realisiert wurden.

Die 3 Kapitel behandeln den Marxismus als Materialismus, als Kommunismus und als Atheismus. Dabei stösst Desroches weit über die vulgären Fragen und Antworten hinaus und sieht und stellt die Fragen wirklich von den modernen Gegebenheiten in Geistesleben, Technik, Industrie, Gesellschaftsorganisation, Lebensgefühl aus. Ein gründliches Studium der Schriften von Marx wie eine beachtliche Kenntnis der mo-

dernen Wirtschaft einerseits, das thomistisch-christliche Weltverständnis andererseits bilden die Grundlagen.

Die Ideen von Marx werden dabei vom heutigen Stand der Dinge aus interpretiert. Wie weit das historisch richtig ist, mag dahin gestellt (und in manchen Fällen bezweifelt) werden. Aber für das eigentliche Anliegen von P. Desroches ist die historische Richtigkeit auch nicht so bedeutsam. Er wünscht vielmehr anhand der Fragestellungen und Ideen von Marx die heutige gesellschaftliche Wirklichkeit spekulativ neu zu durchdringen.

Wie weit ihm dies gelungen ist, wird die eingehende Fachkritik noch zeigen, der das Werk zum Studium eindringlich empfohlen sei.

Aber eine Warnung muss hier doch angebracht werden. Für viele im tätigen Leben stehende wird dies Werk eine bedenkliche Annäherung zwischen Kommunismus und Christentum, eine Verharmlosung unveröhnlicher Gegensätze, eine Gefahr grober Täuschung bedeuten. Darum gehört nach unserer Überzeugung dieses Werk wohl in die Hände der Theoretiker, die sich damit in hartem Ringen auseinandersetzen mögen, aber nicht in die Hand der Praktiker, bei denen es nur Schaden stiften kann.

Eigens sei noch hingewiesen auf die von Ch.-F. Hubert verfasste bibliographische Einführung in das literarische Werk von Marx und Engels, die durch ihre den Titeln beigegebenen Analysen und Kritiken einen guten Überblick über das gesamte literarische Werk der beiden Propheten des Marxismus geben, so wie sie heute in weiten Kreisen Frankreichs gesehen werden. Es ist aber zu beachten, dass Hubert selber Kommunist ist. (Wohl ein einzigartiger Fall, dass in dieser Weise die Arbeit eines Dominikaners und eines aktiven Kommunisten in einem Bande vereinigt werden.) Ebenso ist für Huberts Standpunkt bezeichnend, dass er die frühen Werke von Marx, die heute in Frankreich (und in gewissen Kreisen Deutschlands) wegen ihrer viel stärkeren Betonung der ethischen Komponenten besonders bei den intellektuellen Sympathisanten neu studiert werden, ablehnt und bagatellisiert. J. Dd.

**Feckes Carl: Die Kirche als Herrenleib.** Darlegungen und Erläuterungen zur Enzyklika Papst Pius XII. «Mystici Corporis Christi.» Bachem, Köln, 1949, 246 Seiten.

Der Wert dieses Kommentars liegt vor allem darin, dass er die zeitgeschichtlichen Hintergründe aufdeckt, auf die das Rundschreiben an so manchen Stellen Bezug nimmt, ohne sie ausdrücklich zu nennen. Auch Feckes gibt nirgends Namen an, wer aber die geistigen Strömungen des deutschen Katholizismus der letzten zwanzig Jahre kennt, hat keine besondere Mühe unter den allgemeinen Andeutungen bestimmte Gruppen oder Namen zu sichten. Im Folgenden möchten wir nur einige wenige Themata hervorheben, denen der Verfasser ihrer Aktualität wegen grössere Aufmerksamkeit schenkt.

Eine erste, gerade heute delikate Frage ist die nach der Zugehörigkeit jener Christen, die guten Glaubens ausserhalb der katholischen Kirche stehen, zur Kirche Christi. Das päpstliche Rundschreiben lässt die vielfach übliche Unterscheidung zwischen Mitgliedschaft zur Kirche und zum Herrenleibe Christi nicht mehr gelten. «Denn die katholische Kirche setzt sich mit der wahren Kirche Christi und dem Herrenleibe absolut gleich» (57). Um allen falschen Deutungen den Riegel vorzuschieben, vermeidet sie wohl auch an dieser Stelle die Unterscheidung von «Leib» und «Seele» der Kirche. Indessen wird später den schuldlos getrennten Brüdern ein besonderes Verhältnis zur Kirche zugestanden, das nach dem Kontext wohl dem Begriff «Zur Seele der Kirche gehörig» gleichkomme.

Gegenüber jenen, die für eine «Geistkirche» schwärmen, wird sehr stark die Papstkirche betont. Zwar wird gesagt, dass jeder katholische Bischof als Nachfolger der Apostel kraft göttlichen Rechts in ordentlicher Weise den ihm anvertrauten Teil der Herde Christi lenke und regiere, d. h. «im Namen Christi und nicht des Papstes», dann werde aber gleichwohl erklärt, dass die Bischöfe ihre ordentliche Jurisdiktionsgewalt vom Papst unmittelbar empfangen. Feckes möchte in dem starken Hervorheben der päpstlichen Zentralgewalt — wohl nicht zur Freude der «Unsancta»-Bewegung — eine Fügung der Vorsehung sehen, weil sich das Papsttum im Versagen der andern Religionsgemeinschaften immer mehr als der einzige Hort der Wahrheit und des Rechts erweise.

Von weittragender praktischer Bedeutung sind die Ausführungen der Enzyklika über die Zugehörigkeit der einzelnen Gläubigen zu Christus. Diese in sich dunkle Seite des Mysteriums bot ja Anlass zu gefährlichen Übersteigerungen und Irrtümern. Gegenüber jenen, die eine ständige somatische Gegenwart Christi in den Christen annahmen, ähnlich wie nach dem Genuss der eucharistischen Gestalten, und in einem ungesunden Panchristismus die einzelne Persönlichkeit entwerteten, wohl auch unter dem unbewussten Einfluss völkischer Ideen, hält der Papst den nur mittelbaren Einfluss Christi auf die Seelen entgegen. Feckes gibt diese Lehre klar und kurz wieder: «Der Heilige Geist wohnt also direkt und unmittelbar in den Seelen der Gläubigen; aber, weil er so eng mit Christus verbunden ist, von dem er als dem Sohn Gottes in ewiger Hauchung ausgeht, mit dem er in der Innigkeit des dreieinigen Lebens sein ewiges Leben lebt, von dem er in die Welt gesandt wurde zur Heiligung der Kreatur, darum lebt durch und in diesem Heiligen Geist auch der verherrlichte Kyrios in den Christen, darum ist auch dieser in uns tätig, wenn das Heilige Pneuma in ihnen webt und wirkt. Christi Verbindung mit den Gläubigen, sein Einwohnen und Wirken ist demnach nach der Lehre der Enzyklika nur mittelbar und indirekter Art» (130/31). Ueberhaupt

wird gegenüber den zu wörtlichen Auslegungen des hl. Paulus der nur bildhafte Charakter seiner Vergleiche unterstrichen. Christus und die Gläubigen sind nicht in einem physischen Organismus miteinander verbunden. Christus wirkt in den Gläubigen und in der Kirche unsichtbar durch den hl. Geist, sichtbar durch die kirchlichen Organe. Letzteres muss mitbehauptet werden gegenüber den einseitigen Vertretern der Liebeskirche, ersteres gegenüber jenen, die in der Kirche nur eine äussere Rechtsgemeinschaft sehen wollen.

Auch die einseitigen Befürworter des allgemeinen Priestertums werden in die Schranken gewiesen besonders durch den Hinweis, dass nur der amtliche Priester konsekriert und dieser nicht bloss der «Vorbeter» der Gemeinde ist. Die Teilnahme und das Mitopfern der Gemeinde ist zur Gültigkeit des Opfers nicht erforderlich.

So zeigt Feckes immer wieder, wie das Rundschreiben überspannten Forderungen der Hyperliturgiker entgegentritt, wie es aber andererseits ihren berechtigten Ansprüchen doch auch gerecht wird, so in manchen Formulierungen. Gerade die steten Vergleiche der Lehren und Mahnungen der Enzyklika mit den heutigen oft unterirdischen Strömungen beweisen aufs neue, wie ungemein zeitgemäss und notwendig die Papstworte waren und noch sind. — Das Buch von Feckes richtet sich vor allem an gebildete Laien und eignet sich auch gut für Zirkelleiter. Zur weitem Vertiefung, — auch der Kommentar lässt wohl noch etliche Fragen offen — wird uns in einem Anhang die neuere Literatur zur ganzen Kirchenfrage geboten. Dr. Max Rast, Luzern

**Hirschberger Joh.: Geschichte der Philosophie. I. Altertum und Mittelalter.** Verlag Herder, Freiburg 1949 XVI und 476 Seiten.

**Meyer Hans: Geschichte der abendländischen Weltanschauung. V. Bd.** Die Weltanschauung der Gegenwart. Schöningh, Würzburg 1949 X und 571 Seiten.

«Pascal hat das Urteil gefällt, die Beschäftigung mit der Philosophie lohne nicht die Mühe einer Stunde. Das mag zutreffen für gewisse Akrobatenkünste am logischen und ontologischen Reck und gültig sein für die blosses Tradieren alter, ihres tieferen Sinnes entleerter Formeln. ... Aber es ist Tatsache, dass Katastrophen ganzer Epochen auf dem Versagen ihrer geistigen Voraussetzungen beruhen und es ist der Aufweis nicht schwierig, dass die Gegenwartskatastrophe grossenteils aus der Auswirkung falscher weltanschaulicher Prinzipien erwachsen ist» (H. Meyer 4). Wenn eine Geschichte der Philosophie sich nicht im pedantischen Registrieren von 1001 Meinungen und Irrtümern erschöpft, sondern die Wirkmacht der Meinungen zeigt und zum Selberdenken und kritischen Bewerten der weltanschaulichen Versuche formt, dann hat sie in der Tat ihre bleibende aktuelle Bedeutung. Und das tun diese beiden, einander ergänzenden Darstellungen der Philosophie-Geschichte, die trotz der Überfülle philosophiegeschichtlichen Schrifttums Neues bieten.

Mit besonderer Spannung greift man vielleicht zuerst zu Hans Meyers Werk über die uns zeitlich näherstehenden neuzeitlichen und neuesten Versuche, auf philosophischer Grundlage eine Weltanschauung zu gewinnen. Der bekannte Würzburger Gelehrte behandelt in sechs Kapiteln: den französisch-englisch-deutschen Positivismus, den Naturalismus in seinen Auswirkungen in der Seinslehre (Materialismus), in der Erkenntnislehre (Psychologismus), in Ethik und Gesellschaftslehre, Religions- und Geschichtsphilosophie, dann den Neukantianismus und Neuhegelianismus, die Rückwendung zur Metaphysik (Neuscholastik, induktive Metaphysik, Phänomenologie), die französisch-amerikanisch-deutsch-russische Lebensphilosophie und ihre politischen Auswirkungen, die Existentialphilosophien und das Ringen um eine neue philosophische Lehre vom Menschen. Die Bedeutung des Philosophierens als «Zeit-Symptom» und als kulturschöpferischer oder kulturzerstörender Macht wird im Verlauf des grossen und souverän geschriebenen Werkes immer deutlicher bewusst, freilich auch die Verantwortung von Philosophen, die mit dem Ernst letzter Lebensfragen ein Tragikspiel treiben.

Letztlich geht es im Philosophieren doch immer wieder, wenngleich in immer neuer Weise, um Fragen, die allen Zeiten gemeinsam sind und die Eigenart neuzeitlichen Weltanschauung-Suchens lässt sich nicht restlos verstehen, wenn man nicht auf die Arbeit der unmittelbar vorausgegangenen Jahrhunderte (Renaissance und mittelalterliche Scholastik) und weiter zurück auf das Denken der Vorzeit achtet. Über antike Philosophie ist schon soviel geschrieben, dass man zweifeln möchte, ob wesentlich Neues über sie zu sagen bleibe. Aber Hirschbergers, sichtlich auf langjähriger Vertrautheit mit den Quellen und zugleich, in der Stoffauswahl, auf didaktischer Erfahrung fussendes Werk bietet sehr viel mehr, als eine Wiederholung üblicher Lehrbücher. Durch die Einarbeitung neuerer Forschungen entstand ein in mancher Hinsicht neues Bild z. B. des Aristoteles als treuen Platonikers, wie auch bei Thomas unter der aristotelischen Form das platonische Erbe sichtbar wird. Die Darstellung mittelalterlicher Scholastik mit berechtigter Wärme lässt die geistige Lebendigkeit und Tiefe jener Zeit erkennen, ohne dabei einer rhetorisch-apologisierten Apotheose des Mittelalters zu verfallen. «Es gibt Lobredner der Philosophie der Neuzeit, die in der Philosophie der Scholastik nichts als Dunkel sehen und Anhänger der Scholastik, die in der Philosophie der Neuzeit nichts als Irrtum sehen. Das Studium der Philosophie (der Spätscholastik, Nikolaus v. Kues) könnte beide Parteien erkennen lassen, wie auf der Gegenseite das eigene beste Erbe sich findet und so dazu führen, sich selbst und die anderen besser zu verstehen».

**Ricciotti Giuseppe: Der Apostel Paulus.** Deutsche Uebersetzung, Thomas Morus Verlag, Basel, 1950, 616 Seiten, 26 Bildtafeln, Leinen Fr. 24.50.

Neben dem reichen Schrifttum über den Völkerapostel werden wir in dieser neuesten Biographie des hl. Paulus nicht ohne weiteres wesentliches Neues erwarten. Die Stärke dieses neuesten Werkes Ricciottis liegt denn auch nicht auf der bibel-theologischen Seite, obwohl auch sie nicht vernachlässigt wird. Auch nicht die chronologische Synthese von Apostelgeschichte und Paulusbriefen, die ebenfalls schon versucht worden ist, kennzeichnet die Eigenart dieses neuesten Paulusbuches, sein besonderer Wert liegt vielmehr in der eingehenden Milieuschilderung, in welcher sich das Leben des Völkerapostels abspielte und in einer Form von Exegese, die von den objektiven Gegebenheiten ausgeht und in diese hinein nicht subjektive Auffassungen hineinprojiziert. Verschiedenheiten der Ansichten der Fachgelehrten werden sachlich diskutiert, ohne sich aber in langatmige Ausschweifungen über sie zu ergeben. Ganz besonders wertvoll sind die zahlreichen Verweise auf Kapitel des gleichen Buches, wie auch auf die beiden früheren Werke Ricciottis «Das Leben Jesu» und «Storia d'Israele» (letzteres ist noch nicht ins Deutsche übertragen), wie auch auf Bücher der hl. Schrift und andere Dokumente jener Zeit. Auf diese Weise erhellt und erklärt Ricciotti manche Stelle aus den Paulusbriefen und aus der Apostelgeschichte, wodurch uns das Verständnis für Paulus näher gebracht wird, weil wir ihn in seiner Zeit und seiner Umgebung neu erstehen sehen. Trotz der wissenschaftlichen Fundierung dieser neuesten Paulusbiographie ist sie keineswegs nur ein Werk für Fachleute und Priester. Dank ihrer klaren, einfachen und leicht fasslichen Darstellungsweise wird sie auch für den katholischen Laien eine willkommene Lektüre sein.

Sehr wünschenswert wäre ein ausführlicher Index der erklärten Stellen aus den Paulusbriefen und der Apostelgeschichte gewesen, der das Nachschlagen in einem so umfassenden Werke bedeutend erleichtert hätte.

J. Zihler

**Die Kirche in der Welt.** Verlag Aschendorff, Münster. Jede Lieferung DM. 5.—.

«Die Kirche in der Welt» heisst ein Loseblatt-Lexikon, das der Verlag Aschendorff in Münster in Westfalen herausbringt. Titel und Bezeichnung bedürfen einer Erläuterung. In einer Zeit, in der Programme und Bezeichnungen mehr versprechen als sie halten können oder wollen, bleiben bei diesem Werk Titel und Bezeichnung weit hinter dem Gebotenen zurück. Denn es handelt sich bei dieser Unternehmung nicht um ein Lexikon, das unser Wissen in Stichworten abhandelt. Die Aufsätze greifen vielmehr auf zwei, vier oder acht Seiten aktuell und fachlich fundiert mitten in die Probleme der Zeit hinein und behandeln sie, je nach dem Wandel der Fragestellung, fortlaufend. Das Loseblatt-Lexikon gliedert sich in sieben Sektionen: Religiöses Leben, Philosophie und Naturwissenschaften, Anthropologie, Bildung und Erziehung, Recht, Staat und Politik, Gesellschaft und Wirtschaft, Literatur, Kunst und Film. Der Leser kann sich die Beiträge, die auf gesonderten Blättern erscheinen, nach seinen Wünschen und Erfordernissen zusammenheften oder später nach Sektionen geordnet in die Einbanddecken des Verlages binden lassen.

Die Aufzählung der Sektionen zeigt schon, dass auch der Begriff der Kirche im Titel des Loseblatt-Lexikons nicht in einer verengten, sondern in der allumfassenden Bedeutung des Ursprungs verstanden werden muss, soll er der geistigen Weite dieses neuartigen Unternehmens entsprechen. Dieses Sammelbuch folgt nicht dem ängstlichen «Geist der Sakristei», es stellt die Kirche tatsächlich in die Welt, in den Kern der Welt, in dem sich die Entscheidungen ihrer Zukunft rüsten.

Die zweite Lieferung des zweiten Jahrgangs, die uns vorliegt, bringt wieder eine Fülle höchst aktueller Themen in allen Sektionen. Aus dem Durchblättern wird bald ein Aufhorchen und Festlesen, ob man den Aufsatz von Th. Ohm über die «Liebe zu Gott im nichtchristlichen Raum», den Beitrag des Dogmatikers H. Volk über «Möglichkeiten und Grenzen der Naturwissenschaft», J. Peitzmeiers Abhandlung über «Naturphilosophie und Biologie», T. Hollos Untersuchung über den «Heiligen Stuhl im Völkerrecht», F. Jütges Frage nach dem Ständestaat oder der ständischen Ordnung nimmt, ob man sich für das «Prinzip des Bösen im zeitgenössischen Roman» (Johanna Schomerus), für «Die Situation der bildenden Kunst in Deutschland» (Anton Henze) oder die «Geistliche Musik im musikalischen Schaffen der Gegenwart» (K. G. Fellerer) interessiert.

Diese herausgegriffenen Titel mögen in etwa die Weite des Unternehmens andeuten. Dieser Weite der Themenwahl entspricht die geistige Weite der Aufsätze, die ihr Thema unter grossen Gesichtspunkten und zugleich wissenschaftlich und religiös bestens fundiert behandeln. Trotzdem bleibt die Prägnanz und Übersichtlichkeit eines Lexikons gewahrt. Die Autoren bürgen auch dafür, dass sich Sachkenntnis mit der Beherrschung des Wortes vereint und der Zugang zu den Problemen nicht durch die Sprache erschwert wird.

Es wäre unseres Erachtens verfehlt, wollte man dieses Loseblatt-Lexikon nur in die Hände der Geistlichen und der Lehrer wünschen. Es ist jedem zu empfehlen, der weiss, dass der Mensch gerade heute nicht vom Brot allein lebt, der, ob jung oder alt, das erregende Gespräch des Geistes in dieser Zeit verfolgen möchte, der mit Paul Claudel glaubt, der Christ müsse der modernste Mensch sein, das heisst, dort stehen, wo die

tatsächlichen Entscheidungen der Zeit fallen. Das Loseblatt-Lexikon «Die Kirche in der Welt» ist in diesem Sinne eines der modernsten Verlagsunternehmen, die wir kennen.

A. H.

**Rollet Henri: Albert de Mun et le Particatholique.** Editions Boivins et Cie., 5, rue Palatine, Paris, 1947, 130 Seiten.

Albert de Mun bedeutet ein schönes Stück Geschichte des politischen und sozialen Katholizismus im Frankreich der 2. Hälfte des letzten Jahrhunderts. Rollet ist ein ausgezeichnete Kenner dieses Katholizismus. Er hat eine Reihe von Archiven schon für sein grosses Werk über die «Soziale Aktion der Katholiken in Frankreich» (1946) bearbeitet und besitzt genügend Distanz von den Dingen, um in aller Offenheit Licht und Schatten zu sehen und zu zeigen. De Mun war einer der wenigen bedeutenden Katholiken Frankreichs, die zwar persönlich noch am monarchistischen Ideal festhielten, aber doch genügend Klarsicht und Selbstlosigkeit besaßen, die religiösen und sozialen Interessen des katholischen Volkes über die eigenen politischen zu stellen und damit den Weg für eine neue politische Einstellung zu bahnen. Wer sich fragt, warum die Katholiken Frankreichs nie zur Gründung einer eigenen Partei gelangten, wie sie ihre Glaubensbrüder in Deutschland, Österreich und der Schweiz doch mit grossem Erfolg verwirklichten, der findet im Werk von Rollet einen guten Teil der Antwort. Es mutet den Leser immer wieder tragisch an, dass so viele bedeutende und besonders so viele massgebliche Katholiken Frankreichs in einer so negativen Haltung der neuen Zeit gegenüber verharrten — damit aber deren (unbestreitbare) Schwächen nicht besserten, sondern nur verschlimmerten und selber jeden wirklichen Einfluss auf das Leben der Nation versäumten! Ein warnendes Beispiel!

DD.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Inserten-Annahme: Administration «Orientierung», Zürich 1 Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 9.80; halbjährl. 5.20. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxembourg: Jährl. Bfr. 140.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Comptes Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 10.50; halbjährl. DM 5.50. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährlich Kr. 18.—, Einzahlungen an P. J. Stäubli, Ryegade 26, Aarhus. — Frankreich: Bestellungen durch Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht/Rh.



Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich